Smidt

P.O. germ. 1386 rk

13

Das Loggbuch.

Scherz und Ernst zur See.

Von

Heinrich Smidt.

Dritter Theil.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Hexen-Bootsmann.

Erstes Kapitel.

Zwölf Jahre waren nach jenen, in dem vorhergehenden Theile erzählten Ereignissen verflossen, als ein Ereigniß auf Batavia nicht nur die Stadt, sondern die ganze Umgegend in lebhafte Bewegung versetzte, weil man den ungewöhnlichen Ausgang einer gewöhnlichen Geschichte nicht erwartet hatte, noch erwarten konnte.

In der gedachten Zeit lebte in der Nähe von Batavia auf seinem reichen Landsitze ein Rajah, einer von den Vielen, die der Allmacht der holländisch-ostindischen Compagnie hatten weichen müssen. Er hatte nach einer gütlichen Uebereinkunft, die mit dem Degen in der Hand auf das freundlichste erbeten ward, seinem Länderbesitz gegen eine jährliche Rente entsagt, und wohnte nun auf dem ihm überwiesenen Landsitz als ein unmächtiger Privatmann an der Gränze des Gebietes, das er einst mit unumschränkter Willkühr beherrschte. Unzufrieden, mit seinem Schicksale grollend, lebte der Rajah in träger Unthätigkeit, und war nur

gezwungen höflich als Wirth, wenn zufällig ein Mitglied der hochmögenden Compagnie als Gast unter seinem Dache erschien. Früher war dies in der That sehr selten geschehen; aber seit kurzem geschah es häufiger, denn der Rajah besaß eine Tochter, die eben jetzt in vollendeter Jungfräulichkeit strahlte.

Nanga war fünfzehn Jahre alt. Die ganze reiche indische Poesie, die in den glühendsten Farbentopf taucht und stets in Gold und Purpur malt, vermag nicht den Glanz ihrer Schönheit würdig zu beschreiben. Der Ruf derselben drang weithin durch die Lande, und von allen Seiten strömten junge Männer herbei, Indier und Europäer, auf schnellem Rosse oder im bequemen Palankin getragen, um die reizende Houri zu sehen, anzubeten, und mit glühendem Eifer um sie zu werben. Aber Nanga war kalt und schweigsam; sie war, wie ein Dichter jener Tage sang, ein blendendweißer Schnee, unangefochten von dem Glutenauge Brama's. So zogen sich nach und nach die Bewerber zurück, und dem Rajah war es willkommen, denn er liebte seine Tochter auf das zärtlichste, und hätte sich ungern von ihr getrennt. Aber nur kurz dauerte die Einsamkeit; neue Bewerber strömten herbei, und es wiederholte sich dasselbe Spiel.

Die schöne Rajahstochter war indessen dazu auser-

sehen, die Aufmerksamkeit von Stadt und Land noch lange Zeit zu fesseln. Ein junger ritterlicher Herr, die Perle des Mutterlandes, der damalige Befehlshaber der Colonialmacht, Graf van Zuylen, ein König in der Colonie, hatte die Rajahstochter gesehen, und war in glühender Liebe zu ihr entbrannt. Anfangs bot er alle nur irgend erlaubten und unerlaubten Mittel auf, um sie seinen Wünschen geneigt zu machen, aber die Zurückweisung war so ernstlich, daß er es nicht mehr wagte, fernerhin seine Zwecke auszusprechen. Alle seine Pläne scheitern sehend, und keinem andern Gedanken Raum gebend, als nur dem an ihren Besitz, trat er mit der ehrenvollen Werbung um ihre Hand hervor. Es geschah dies nicht geheim, sondern laut und öffentlich; er hatte es vor Niemandem hehl, und als er zur feierlichen Bewerbung bei dem Rajah auffuhr, strömten die Neugierigen von allen Seiten herbei. Die ganze europäische Bevölkerung war in Aufruhr, denn ein Ereigniß solcher Art hatte noch nie stattgefunden; ein edelgeborner europäischer Mann hatte sich noch nicht mit einer unter ihm stehenden Tochter Hindostans vermählt, und nun war es der Erste unter den Ersten, der dies Beispiel gab. In allen Häusern war diese Bewerbung Gegenstand des Gesprächs, und man berieth sich in dem Schooße der ersten Familien ganz ernstlich, ob man sich nicht

etwas vergebe, wenn man die junge Gräfin von Zuylen bei sich empfange, und ob es daher nicht besser sei, sie ganz fallen zu lassen.

Vergebenes Bemühen! Die jugendlich schöne Enkeltochter Brama's, die der Gegenstand einer so sorgfältigen Erörterung gewesen war, zeigte nicht die geringste Neigung, eine Gräfin zu werden und in nähere Gemeinschaft mit den stolzen Mynheers und den noch stolzeren Myvrouws zu treten. Sie vernahm den Antrag des Grafen, dem Anscheine nach, ohne sonderliche Bewegung, und als derselbe in sie drang, ersuchte sie um eine kurze Bedenkzeit. Sie entfernte sich und bat dann ihren Vater, dem Herrn Grafen ein zierlich geflochtenes Körbchen zu überbringen, wobei sie ihn neckisch aufforderte, dasselbe mit so schönen Blumen zu füllen, als nur irgend möglich.

Ein Ruf des Staunens und des Zorns ward vernommen, als dies Ereigniß in den fashionablen Zirkeln zu Batavia bekannt ward. Vergessen war die Kränkung, die der Graf van Zuylen ihnen durch eine Mesalliance hatte zufügen wollen: Alle empfanden jetzt die ihm widerfahrene Beleidigung auf das Empfindlichste; sie schlossen sich an ihn an und schwuren, Rache zu nehmen, sobald sich die Gelegenheit fände.

Wenig kümmerte dieser Zornesausbruch der vorneh-

men Gesellschaft den Rajah, der sich gemächlich auf seine Ottomane ausstreckte, hoch erfreut, daß es ihm so gut geworden, diesem stolzen Grafen, der sich ihm mit verletzendem Uebermuthe genähert, eine Demüthigung bereitet zu haben. Noch weniger aber bekümmerte sich deßhalb Nanga, die nur ihre Herzensmeinung ausgesprochen hatte, als sie den Grafen ausschlug; sie würde ihm eben 'so unbefangen ihre Hand gereicht haben, hätte sie irgend etwas für ihn empfunden. Gleichgültig hatte sie eine ihr gleichgültige Angelegenheit beendet, und eilte nun fröhlichen Sinnes die langen Gänge des Gartens entlang, der die Wohnung des Rajah von allen Seiten umschloß. Sie stand am äußersten Ende desselben still, die zahmen Goldtauben lockend, die hier nisteten und gewohnt waren, aus ihrer Hand das Futter zu empfangen. Ueber ihren Häuptern rauschten die Palmenkronen, strahlend im hellen Sonnenlicht, zu ihren Füßen sprießten tausend Blumen, alle von der seltsamsten Gestalt, in den glühendsten Farben prangend und einen betäubenden Duft aushauchend. Nicht weit von ihr, versteckt von einem blühenden Rosengebüsch, stand ein Jüngling, eine reizende, liebliche Gestalt, fast noch Knabe, und schien in ihrem Anschauen ganz verloren. Er weilte immer in diesem Theile des Gartens zu der Zeit, wenn Nanga denselben zu besuchen pflegte, wel-

ches immer geschah, sobald sie aus dem Bade zurückkehrte; stets aber hielt er sich in bescheidener Ferne, und hatte es noch nie gewagt, ihr in den Weg zu treten oder gar ihr eine Blume darzureichen und das Wort an sie zu richten. Die bescheidene Tracht und der Spaten in seiner Hand deuteten genugsam an, welchem Stande er angehöre, und Astar war viel zu klug, um nicht zu wissen, daß ein armer Gärtnerbursche sich nie um eines Rajahs Tochter bewerben darf, selbst wenn dieser nicht mehr in Besitz von Land und Leuten ist. Aber in seiner Brust trug er ein glühendes Herz, offen jeder edlen Regung der Liebe, und darum war sein ganzes Gemüth der Dame zugewendet, die jetzt in kindlicher Unschuld und Reinheit vor ihm stand.

Da raschelte es im Gebüsch, und eine Schlange schoß aus demselben hervor; sie zischte und züngelte, und schaute, zum Sprunge bereit, das erschrockene Fürstenkind an. Nanga schrie, sie zitterte heftig, ihr Gesicht erbleichte, es ward ihr dunkel vor den Augen und sie drohte zu sinken. Da fühlte sie sich plötzlich von einem starken Arme gehalten und behutsam bei Seite getragen.

Als sie wieder die Augen aufschlug, fand sie sich auf einer Blumenbank, unter den prangenden, duftenden Blumen die prangendste, die duftigste. Unfern von ihr lag die Schlange getödtet am Boden; vor ihr kniete Astar

mit gefalteten Händen und schaute zu ihr auf voll gläubiger Andacht, voll hoher Ehrfurcht und innigster, aber scheuer Liebe, wie der Hindu aufschaut zu dem Sohne der Lotosblume, zu dem heiligen Brama.

Nanga erhob sich und legte gedankenvoll die Hand an die Stirn, Schnee auf Marmor. Die Besinnung kehrte zurück und sie fragte mit bezaubernden Tone: „Hast Du dieses Unthier getödtet?"

Astar war aufgestanden und verneigte sich tief.

„Wie vielen Dank bin ich Dir schuldig!" sprach Nanga erröthend. Sie betrachtete den armen Gärtnerknaben näher, und eine gluthvolle Empfindung durchzuckte plötzlich ihre junge Seele. Sie verstummte, und Beide waren gegenseitig im Anschaun versunken. Der goldene Pfeil, geschnellt von dem Bogen des Anangas, hatte zu gleicher Zeit zwei Herzen für immer unheilbar verwundet. Nanga, die noch vor Kurzem den mächtigsten Mann auf der ganzen Insel abwies, war jetzt in Liebe zu einem armen Gärtner entbrannt. Aber was lebendig in ihrem Herzen lebte, was der Blick ihres Auges sagte, das hätte sie nimmermehr aussprechen können, und zögernd flüsterte sie: „Mein Vater wird es erfahren, und Dir Dank-sagen, für mich und für sich selbst. Mein Vater ist großmüthig und edel, er wird den Retter seiner Tochter nicht geringe halten."

Abermals verbeugte sich Astar, und auch sein Antlitz deckte eine tiefe Röthe.

„Noch in dieser Stunde, jetzt gleich soll er es erfahren," fuhr Nanga nach einer Pause fort. „Wie soll ich Dich nennen, damit er wisse, wem er das Leben seines Kindes dankt. Sage mir Deinen Namen!"

Allein Astar that es nicht; er legte den Finger auf den Mund und Thränen rollten über seine Wangen.

„Bindet ein Schwur Deine Lippen, daß Du nicht sprechen darfst?"

Astar schüttelte den Kopf.

„So wärst Du . . .?" rief Nanga hastig, und unterbrach sich dann schnell, vergeblich ihre Aufregung bekämpfend. Erst nach einer geraumen Zeit sprach sie weiter: „So bist Du stumm?"

Astar bejahte.

Mit dem tiefsten Mitleid betrachtete Nanga ihren Retter; von dem Mitleid, welches ein junges Mädchen für einen schönen Jüngling fühlt, der ihr obendrein das Leben rettete, ist nur ein Schritt bis zur Liebe. Nanga that jetzt diesen Schritt; sie brach in Thränen aus, wandte sich tief bekümmert ab und seufzte: „Armer Jüngling!" von diesem Augenblicke an war Astar der Liebling ihres Herzens.

So fand sie der Rajah. Gemessenen Schrittes wan=

delte er durch den Cedernhain heran und stand nahe vor seiner Tochter. Nanga warf sich in seine Arme und schluchzte laut: „Da hast Du mich wieder! Bald, ach bald war es zu spät!"

Sie deutete auf die getödtete Schlange und wandte sich schaudernd ab. Der Rajah begriff Alles. Er sah auf das Thier und erkannte, daß es eine der gefährlichsten Schlangen sei, deren Biß unfehlbar den Tod bringe; der Gärtner, unfern davon, den scharfen Spaten in der Hand, mußte der Retter des geliebten Kindes sein, und das Herz des zärtlichen Vaters schlug ihm in freudiger Dankbarkeit entgegen. Er sah aber auf die Erregung Beider und sagte deswegen sanft zur Tochter: „Wahrlich, Du bist aus einer großen Gefahr errettet worden, und wer es that, hat Anspruch auf meine ganze Dankbarkeit; ich will ihm seine That redlich vergelten, nicht mit Worten, sondern auch mit der That."

„Dafür dankt Dir Dein Kind innig."

„Verlaß Dich auf Deinen Vater, Nanga! Nun aber höre weiter und sei folgsam. Du bist erregt, erschüttert, und bedarfst der Ruhe. Laß Dich von mir nach Hause geleiten, ich will Deine Frauen rufen, damit sie Dich in Dein stilles Gemach bringen. Komm, liebe Nanga!"

Er faßte sie unter dem Arm, sie sorgsam leitend und Astar den Befehl ertheilend, daß er in einiger Entfer-

nung folgen solle. Nanga ging willig mit. Die Frauen eilten schon aus der Ferne herbei, und drängten sich um ihre Gebieterin. Ehe sie sich ihnen überließ, wandte sie noch einmal das Haupt und richtete einen langen Blick auf Astar.

Der Rajah war ein ehrlicher Mann; es war ihm Ernst, für den Retter seines Kindes etwas zu thun, das seiner That würdig wäre. Leider konnte er sich mit Astar nicht unterhalten, aber er beruhigte sich hierbei nicht, sondern wandte sich an einen gelehrten Braminen, der sein Freund war. Dieser verstand eine geheime Zeichensprache, die überaus kunstvoll und eben deshalb schwierig zu begreifen war. Der Bramine versprach, es zu versuchen, ob Astar im Stande sei, dieselbe zu lernen, und ging sogleich an's Werk. Noch niemals erfreute sich der Bramine eines so gelehrigen Schülers; in unglaublich kurzer Zeit hatte dieser alle Zeichen begriffen, und wußte sie gehörig aneinander zu reihen. Lehrer und Schüler unterhielten sich miteinander, und legten in Gegenwart Nanga's und ihres Vaters Proben von ihrer beiderseitigen Geschicklichkeit ab. Als Astar so weit gekommen war, sich überall geläufig ausdrücken zu können, ward er aufgefordert, seine Herkunft kund zu thun, denn erfahren hatte man schon, daß er nicht hier, sondern im fernen Norden Europa's geboren sei. Er

that es, und der Bramine brachte, unter häufigen Ausrufungen des Staunens, Alles zu Papier.

Die Geschichte Astar's war in der That seltsam und beinahe unglaublich, aber die Drei, denen sie zuerst mitgetheilt wurde, zweifelten keinen Augenblick, sondern glaubten fest daran. Der Bramine that es, weil er von arglosem Gemüthe war, und als ein Wunder seiner Kaste, die Lüge nur von Hörensagen kannte; der Rajah glaubte, weil er einen forschenden Blick auf Astar richtete; er sah diesem fest in die Augen, und gewann die Ueberzeugung, daß kein Falsch darin wohnen könne. Nanga aber liebte. Der Rajah hatte die Aussage Astar's nach allen Seiten hin erwogen; er sah Nanga's wachsende Leidenschaft. Nach einer langen Unterredung mit dem Braminen, fügte er die Hände der Liebenden zusammen, und versprach, sie mit einander zu vermählen. Der Bramine aber ging in der Freude seines Herzens zum Hause hinaus und erzählte das Abenteuer Jedem, der es irgend hören wollte.

Das war Stoff für die Conversation! Die schöne Rajahstochter, stolz und verwegen genug, die Hand eines niederländischen Grafen auszuschlagen, verlobt mit einem niedrigen Gärtnerburschen, dem sogar die Gabe der Sprache fehlte. Und das Alles aus keinem andern Grunde, als weil er mit seinem Spaten eine

Schlange in dem Garten getödtet hatte, worin die junge Schönheit spazieren ging. Ein so unerhörtes Ereigniß mußte auch einen unerhörten Grund haben, und diesen zu erforschen, unternahm man die bedeutendsten Anstrengungen. Der Bramine, der sich, nicht mit Unrecht, für den Urheber dieses Ereignisses ansah, und gar nichts dagegen hatte, einiges Aufsehen zu erregen, kam den Neugierigen zu Hülfe und erzählte mit geheimnißvoller Miene bald hier einen Theil der Geschichte Astars, bald dort einen andern. Man hörte, man staunte, man fragte neuerdings, tauschte das Gehörte gegenseitig aus, und brachte auf diese Weise eine Erzählung zusammen, so buntscheckig toll, halb Wahrheit, halb Dichtung, die bald von einem nach Stoff suchenden Redacteur ausgebeutet ward, und aus der Colonial-Zeitung den Weg über das Meer antretend, auch in europäischen Blättern einen pikanten Artikel gab. Es lautete derselbe aber also:

Zweites Kapitel.

„Der Jüngling Astar, vor wenig Tagen noch ein armer, unbedeutender Gärtnerjunge, von Niemand in der ganzen Colonie gekannt, nicht einmal von seinem Brodherrn, und jetzt der Verlobte der schönen Nanga, Schwiegersohn eines unermeßlich reichen Rajahs, und der Gegenstand aller Gespräche, ist allerdings eine merkwürdige Erscheinung, wie er ein Gegenstand der Liebe, des Hasses, des Staunens, der Bewunderung und des Neides ist. Er ist stumm, aber sein Gesicht ist ausdrucksvoll, seine Augen reden eine glühende Sprache: seine Haltung ist edel, und sein Blick vornehm; man weiß nicht recht, wie er in das Gewand des Gärtners hineinkommen konnte, und ist überzeugt, daß er jetzt eine Stellung einnimmt, die ihm gebührt.

Bangur, ein weiser Mann, aus der Kaste der Braminen, in Wissenschaften erfahren und ein Freund aller Unglücklichen und Verfolgten, hat sich des stummen Knaben angenommen und ihn eine Zeichensprache gelehrt, durch welche er Alles auszudrücken im Stande ist. Astar hat diese Zeichensprache in staunenswürdig kurzer Zeit vollständig begriffen, und seinem Lehrer Dinge erzählt, die den guten Braminen zu Thränen gerührt haben. Er hat sie so aufgezeichnet, wie ihm der Jüngling sie

kund gab, und nach dieser Handschrift, die uns zur Einsicht verstattet wurde, geben wir sie unsern Lesern wieder."

Astar verkündete:

„Ihr wollt, daß ich Euch meine Vergangenheit enthülle; aber wollte ich auch gerne durch Willfährigkeit für Eure Liebe mich dankbar beweisen, ich werde es nicht vermögen. Es liegt Alles in zu weiter Ferne hinter mir und wird von einem wallenden Nebel verhüllt. Ich schaue fremde, ferne Länder, aber ich weiß sie Euch nicht zu nennen; ich sehe Gestalten vor mir auftauchen, aber ich weiß nicht, welchem Stande diese Menschen angehören, oder welche Namen sie führten. Nur ein Mann ist in meinem Gedächtniß haften geblieben, und der heißt Emanuel.

„Es war in einem freundlich gelegenen Dorfe, in einem schönen Garten, wo ich mich zuerst finde. An diesem Garten rollte ein großer Strom vorüber. In meinen ersten Jahren konnte ich sprechen; aber eines Tages fiel ich in den Strom, und seit dem Augenblicke habe ich vor Schrecken die Sprache verloren. Woher ich das weiß? Eine schöne bleiche Frau hat es mir oft erzählt; sie drückte mich mit Thränen an ihre Brust und sagte: „Mein armes Kind, zu wie mannichfachem Leid wurdest Du geboren!" Die schöne bleiche Frau war meine Mutter! Ach, sie war so gut, so sanft! Wa-

rum blieb sie nicht in dem freundlichen Dorfe? Warum zog sie über das Meer, wo ich sie verlor und einsam blieb bis zur heutigen Stunde?

Ich erinnere mich eines zweiten Wesens. Es ist jener Emanuel. Ohne ihn wäre ich nicht. Er rettete mich damals aus dem Wasser und wich dann nicht mehr von meiner Seite. Zu allen Zeiten umschwebte er mich wie ein schützender Genius, und war mir nahe bei jeder Fährlichkeit. Guter Emanuel, Gott segne Dich! Wo Du jetzt auch immer weilen magst.

Eine dritte Gestalt war ein Mann, der mir stets Furcht und Schrecken eingeflößt hat. Seinen Namen weiß ich nicht; aber ich erinnere mich, daß er stets eine Uniform trug, wie die Officiere am Bord der niederländischen Kriegsschiffe, daß die bleiche Frau, die ich für meine Mutter halte, Vieles von ihm zu leiden hatte, und daß er, wie ich nun einzusehen glaube, an all ihrem Unglück schuld ist. Er hat sie gekränkt, verfolgt, und um all ihre Freude gebracht; er stahl ihr die Heimat und den Sohn. Ich habe lange in seiner Nähe sein müssen; aber ich habe nie etwas anderes, als Angst und Schrecken empfunden, und wenn ich an den Teufel denke, so denke ich auch, er sah aus wie dieser.

Es sind noch sonst viele Menschen in der ersten Zeit meines Lebens mir begegnet; aber ihre Gestalten sind

unbestimmt, ich kann mir kein Bild von ihnen machen, kann mich keiner Einzelnheiten entsinnen, die jenes verblaßte Gemälde wieder aufzufrischen im Stande wären. Allein jene Drei sehe ich noch in dieser Stunde klar und deutlich vor mir, und wäre mir nur sonst die Kunst des Malens eigen, ich wollte sie so kenntlich machen, daß auch nicht der kleinste Zug verloren gehen sollte.

Eine Begebenheit ist mir vor allen deutlich. Ich hatte Emanuel lange, lange nicht gesehen, und meine Sehnsucht nach ihm war sehr groß. Da ich meinen Empfindungen keine Worte zu geben vermochte, stürmten sie desto mehr in meinem Innern und ich brach oftmals in ein krampfhaftes Weinen aus. Da kam er plötzlich zu uns und breitete eine Anzahl glänzender Muscheln und Steine vor mir aus. Wir liefen in den Garten und wälzten uns auf dem Rasen. Emanuel erzählte mir Vieles; ich weiß nicht mehr, was es gewesen ist, und ob ich verstand, was er sagte; aber ich weiß, daß ich unaussprechlich glücklich war. Dann ließ er mich wieder allein, und als ich mich, ängstlich suchend, nach ihm umschaute, trat der Officier, den ich vorhin beschrieb, aus der Laube hervor und lief mit mir davon. Ich stampfte mit den Füßen und setzte mich zur Wehre; was half's mich bei dem starken Manne? Konnte ich

doch nicht schreien, und Niemand sah die Bosheit, die an mir verübt wurde.

Nun weiß ich wieder eine Zeitlang nichts von mir. Ich war stets unter fremden Leuten, sah alle Tage andere Gesichter. Keiner that mir etwas zu Leide, aber keiner liebte mich auch. Die Sehnsucht nach meiner Mutter und nach Emanuel zersprengte mir schier das Herz. Der Officier, der mich geraubt, kam nicht wieder zum Vorschein. Ruhe wurde mir nicht viel gegönnt; ich saß bald in einem Wagen, bald wurde ich getragen; auch ist mir erinnerlich, daß ich mich auf einem Schiffe befand, das mit vollen Segeln dahin fuhr; die Sonne schien hell auf die weißen Segel und es däuchte mir, als ob eine Flucht glänzender Tauben vor mir herzöge, und ich sie in der Stille fragte, ob sie nicht wüßten, wo meine Mutter und Emanuel wären. Dann weiß ich, daß plötzlich eine große Stadt mit vielen Thürmen vor mir lag; ich stand noch immer auf dem Schiffe, viele andere Fahrzeuge befanden sich in der Nähe, dann aber verschwindet Alles wieder in ein undurchdringliches Chaos.

Später war es sehr einsam um mich her. Ich saß den ganzen Tag in einer kleinen finstern Stube, hatte nur wenig Spielsachen, durfte nicht springen und tanzen, sah auch keine Menschen, als nur eine alte Frau,

die aber nie anders erschien, als wenn sie mir Speise und Trank brachte, oder wenn ich Ausschelte verdient hatte, weil ich zu vielen Lärm machte. Welchen Lärm kann wohl ein stummes Kind verursachen, daß sich so unglücklich fühlt, als ich damals? Ich saß den ganzen Tag auf einem Schemel und dachte an nichts, als an meine Mutter und an Emanuel. Diesen letztern sollte ich bald wiedersehen. Einst ward ich aus dem Schlafe aufgerüttelt. Edmund! rief eine bekannte Stimme. Das ist der Name, den ich sonst führte; eben jetzt, da ich so lebhaft des treuen Freundes meiner ersten Jugend gedenke, fällt mir dieser Name ein. Ach, wie lieblich klang der Ruf in mein Ohr! Ich hing um seinen Hals; er sprang mit mir aus dem Fenster, und nun ist auf's Neue Alles mit einem schwarzen Schleier verhängt. Kaum weiß ich, ob ich in dieser Zeit meine Mutter einmal wiedergesehen habe oder nicht.

Auf dem Verdeck eines großen Schiffes finde ich mich wieder. Viele Officiere gingen dort hin und her, nur Er, jener Räuber, war nicht dabei. Allein Emanuel war mit mir in demselben Schiffe, und mit ihm durfte ich oft spielen. Er schaukelte mich auf seinen Knieen und sang mir allerlei Lieder vor. Auch die Matrosen im Schiffe gaben sich mit mir ab; sie lachten und scherzten und Keiner that mir etwas zu Leide. Die Reise

dauerte sehr lange, bald waren wir auf der See, bald sahen wir Land rings um uns. Fremde Leute kamen an Bord, auch Schwarze und Braune, vor denen ich mich Anfangs fürchtete. Der Befehlshaber des Schiffes machte sich besonders viel mit mir zu schaffen; ich war einen großen Theil des Tages in seiner Kajüte und meine kindischen Sprünge ergötzten ihn. Auch der Schiffsschreiber nahm mich mit in seine Kajüte und wollte mich unterrichten. Aber ich weiß nicht, wie es kam, daß ich nichts lernte; vielleicht war ich noch zu einfältig, um irgend etwas zu begreifen, vielleicht auch besaß er die Gabe nicht, ein Kind — und zumal ein stummes — gehörig zu unterweisen.

Da ereignete sich für mich ein großes Unglück. Wir befanden uns hier in Batavia, als der Capitain des Schiffes, auf welchem ich mich befand, von einer schweren Krankheit befallen ward und starb. Mit ihm verlor ich meinen Beschützer und Freund. Er hatte mir einmal gesagt, er wolle mich wieder mit nach Europa nehmen, und in alle meine Rechte einsetzen. Ich kann nicht wissen, was er hiermit eigentlich sagen wollte, aber ich fühlte wohl, daß er es gut meinte. Das war nun Alles vorbei. Als sie ihn vom Schiffe trugen, um ihn am Lande zu begraben, weinte ich bitterlich. Es waren schon einige Andere auf dem Schiffe krank ge-

worden, und Emanuel sagte, er müsse für meine Erhaltung sorgen. Ich ward an's Land gebracht, und Emanuel führte mich zu einem Manne, der sich von Geschäften aller Art ernährte, zugleich ein Beamter der Gesundheits-Polizei war und die Verpflichtung hatte, für die Passagiere der Compagnie, wenn sie zur Zeit der Krankheit ankamen, nach Kräften zu sorgen. Dieser schickte uns nach einem entfernten Dorfe an der Seeküste, wo eine sehr gesunde Luft herrschen sollte und wo eine Familie, deren Namen er nannte, mich für eine mäßige Bezahlung gerne aufnehmen würde. Die Wanderung ward angetreten, meiner Aufnahme stand nichts entgegen, Emanuel zahlte einige Goldstücke aus, bat mich, dort zu bleiben, wo ich Kinder meines Alters fand, mit denen ich spielen konnte, und ging dann mit dem Versprechen, mir am nächsten Tage meine Sachen zu bringen, die einstweilen am Bord zurückgeblieben waren.

Er kam. Es war ein stiller heiterer Abend und die untergehende Sonne vergoldete die himmelhohen Palmen, so wie das prächtig dahinrauschende Meer. Emanuel nahm mich zu einem Spaziergange mit, und wir setzten uns an einer Stelle nieder, von welcher wir eine herrliche Aussicht auf ein schönes Thal hatten. Hier sollte ich einen Theil des Schleiers meiner räthselhaften Herkunft gelüftet schauen.

„Sieh das schöne Land, das vor Dir liegt, und zur Seite das Meer;“ sagte Emanuel zu mir. „Du bist auch in einem solchen Lande geboren, und mehr noch, wenn es eine Gerechtigkeit gäbe, so wäre es das Deinige und Du dürftest in demselben gebieten.“

Ich sah erschrocken zu ihm auf.

„Es ist, wie ich Dir sage, Edmund!“ betheuerte Emanuel. „Jener Fürst, dem das Land gehörte, ist Dein Vater, Deine Mutter ist seine rechtmäßige Gattin. Nun ist Dein Vater längst gestorben und Du bist sein eigentlicher Erbe!“

Fest klammerte ich mich an den Freund und schüttelte heftig mit dem Kopfe.

„Sei ruhig, mein armer Junge!“ fuhr Emanuel fort. „Du bist dieser Erbschaft quitt. Mag sie nun Segen oder Fluch Demjenigen bringen, der ihrer genießt, für Dich ist sie nicht zu erhalten gewesen. Du bist von ihnen beraubt und geplündert, bist von ihnen, wie Deine arme Mutter, gehaßt und verfolgt, und kannst Gott danken, wenn sie Dich noch in dieser Einsamkeit ruhig gewähren lassen. Aber ich bin im Besitze einiger Zeichen, die dies Alles beweisen; Deine Mutter gab sie mir in Verwahrung, und ich konnte sie ihr nicht wiedergeben. So will ich sie Dir bringen, denn sie sind

Dein Erbe. In diesem Augenblicke befinden sie sich in dem Nachlasse meines Capitains, aber ich habe schon mit dem ersten Lieutenant gesprochen, und dieser wird, dafür sorgen, daß die Papiere pünktlich abgeliefert werden."

Ich liebkoste den Freund mit dem rauhen, abstoßenden Aeußern und dem Herzen voll Liebe und Milde. Mehr als je fühlte ich mich gerade heute zu ihm hingezogen, und wollte nicht von ihm lassen. „Bleib," würde ich zu ihm gesagt haben, wenn mir die Gabe des Sprechens nicht geraubt wäre, „bleib Du nur bei mir, und alles Andere ist mir gleichgültig. Gern will ich entbehren, was ich doch nur mit großen Kämpfen erringen kann; ich verlange nicht jene Papiere, nichts verlange ich, als nur Dich, und bin ganz zufrieden, wenn ich in Deiner Nähe bin."

Jetzt suchte ich ihm dies durch Zeichen begreiflich zu machen und es schien, als verstände er mich, denn er nahm mich in seinen Arm, küßte mich und sagte mit wehmüthiger Stimme: „Ich kann nicht bleiben, jetzt nicht! Es wäre auch nicht zu Deinem Besten, wenn ich bliebe. Laß mich also immer ruhig gehen, Dein Emanuel wird Dich nicht vergessen. Du bist hier bei guten Leuten, die für Dich sorgen werden. Nach drei Tagen komme ich wieder, denn eher

erhalte ich keinen Urlaub; dann aber kann ich vielleicht etwas länger bleiben, und will Dir noch Vieles von Dem erzählen, was Du wissen mußt und wozu ich heute keine Zeit mehr finde. Weine nicht, Junge, und denke daran, daß drei Tage keine Ewigkeit sind."

Er brachte mich nun nach dem Hause, wo ich Aufnahme gefunden hatte, und kehrte dann nach der Stadt zurück mit der nochmaligen Versicherung, daß er am dritten Tage wiederkommen wolle. Aber der dritte Tag ging vorüber, und Emanuel kam nicht. Es vergingen Wochen, Monate, Jahre, und ich habe ihn nicht wiedergesehen. Er ist wohl auch als ein Opfer der Bosheit jener Menschen gefallen, die mich von der Geburt an verfolgen. Mein Wirth, mein Pflegevater, oder wie ich ihn sonst nennen soll, hat sich mehrere Male nach der Stadt begeben, und dort, so wie auf der Rhede Erkundigungen eingezogen, aber niemals etwas erfahren können. Alles war und blieb umsonst.

So lebte ich nun einen Tag nach dem andern in stiller Bekümmerniß. Ich muß sagen, daß die Leute, bei denen ich wohnte, sich anfangs viele Mühe gaben, mich zu erheitern und meine Betrübniß zu verscheuchen. Aber nach und nach ließen sie davon ab; es leuchtete auch ihnen wohl ein, daß hier nichts mehr zu hoffen sei. Man ward stiller, gleichgültiger, und ließ mich mit

meinen Träumereien allein. Später ward man sogar rauh, unfreundlich, und reichte mir nichts, als nur das Nothwendigste. Gab ich durch irgend ein Zeichen, oder einen Blick meine Verwunderung darüber zu erkennen, so zuckte man mit den Achseln und meinte, man hätte gar nicht nöthig, mir etwas zu geben, ich möge Gott danken, daß man mitleidig genug sei, mich nicht verhungern zu lassen. Als ich nun hierüber eine nähere Erklärung mit großer Heftigkeit forderte, nahm mich der Herr des Hauses, ein alter Holländer, mit sich allein und sagte, wie Meister Emanuel Wohnung und Kost für mich bei ihm verdungen und für den ersten Monat sogleich bezahlt habe. Dieser Monat sei nun aber längst verflossen, der Meister lasse sich nicht wieder sehen. Das Geld sei für mich ausgegeben, die aufgelaufene Schuld bereits beträchtlich, und er dürfe nicht daran denken, diese noch größer werden zu lassen; er habe selbst zahlreiche Familie und wenig Lust, einen Müßiggänger zu füttern.

Traurig und niedergeschlagen hörte ich diese Mittheilung, fing laut an zu weinen und deutete mit der Hand in die Ferne.

Mein Wirth glaubte mich zu verstehen und sagte: „Ja, dorthinaus geht Dein Weg. Noch drei Tage will ich Dich bei mir behalten; tritt dann keine Verände=

rung ein, so mußt Du Dir ein anderweitiges Unterkommen suchen; vielleicht gibt es Leute, die Thoren genug sind, sich einen solchen Kostgänger auf den Hals zu laden, woran ich indessen sehr zweifle."

Ich war außer mir vor Zorn und Bekümmerniß, als ich mich so behandelt sah. Bisher war mir Alles mit Liebe und Sorgsamkeit gereicht worden, ich hatte für Nichts zu sorgen gehabt, als wie ich meine Tage leicht und angenehm verbringen möchte, und nun sollte ich das Nothdürftigste entbehren oder betteln. Je weniger ich vermochte, das Band der Zunge zu lösen und die bittern Gefühle, die meine Seele erfüllten, kund zu geben, desto glühender ward mein Inneres und das rasch kreisende Blut drohte meine Adern zu zersprengen. Dazu wachte der Stolz, den ich von meinen Aeltern geerbt hatte, in meiner Seele auf, ich erröthete, daß ein so niedriger Mann, wie dieser holländische Bauer war, es wagen dürfe, so mit mir zu sprechen, der ich doch, wie ich von Emanuel wußte, der Sohn eines Mannes sei, der Land und Leute beherrschte, und jetzt an dessen Stelle stehen müsse, wenn irgend Gerechtigkeit im Lande herrsche. Dies Alles hatte mich so aufgeregt, daß ich nach einem Winkel lief und ein Arbeitsgeräth ergriff, wie es mir zufällig zur Hand war. Ich schwang es um meinen Kopf und hatte nicht übel

Lust, den nach meiner Ansicht über Alles groben Wirth tüchtig durchzubläuen. Dieser aber verstand meine Absichten ganz verkehrt; denn als er mich so tüchtig hantieren sah, klärte sich seine finstere Miene auf und er sagte mit der frühern Freundlichkeit: „Arbeiten willst Du? Nun das mag ich leiden, denn es zeugt von einem verständigen Sinn. Wenn das ist, könnte ich mich wohl entschließen, Dich bei mir zu behalten, denn Du würdest den Unterhalt verdienen, den man Dir reichte, und Du fielest Niemandem zur Last, weder uns, noch Dir selbst; denn es ist doch etwas Armseliges, Tag aus, Tag ein nichts zu thun, und sich von Andern füttern zu lassen. Nun, sei gutes Muthes, ich werde schon etwas herausfinden, was Dich für die erste Zeit nicht so ermüden soll, und morgen wollen wir den Anfang machen."

Und ich ward ruhig. Meine Lage begriff ich vollkommen; ich sah ein, daß ich auf mich allein angewiesen sei und daß ich immer zufriedener sein würde, je unabhängiger ich mich von Andern machte. Am folgenden Tage begann die Arbeit, und ich kann wohl sagen, daß sie gut von Statten ging. Als ich am Abend des ersten Tages einige lobende Worte vernahm, versprach ich mir selbst, niemals zu einer entgegengesetzten Aeußerung Anlaß zu geben. Das habe ich gehalten.

Mein Wirth, ich darf wohl sagen, mein Pflegevater und Brodherr, war ein Gärtner. Er zog Gemüse, die dazumal auf Java noch sehr selten gebaut wurden, und fand in den Häusern der Europäer zu Batavia und in der Umgegend viele Abnehmer, so daß er sich einen Wohlstand gründete und überall bekannt und beliebt war. Ich habe den größten Theil meines Lebens im Freien unter Blumen und Blüten hingebracht, in allen Träumen meiner Kindheit drängten sie sich hervor, und ich fand es nicht zu viel, für alle Freuden, die ich ihnen dankte, einen Theil meiner Mühen und Sorgen ihnen wieder zuzuwenden. Eifrig war ich am frühen Morgen, wie am späten Abend zur Hand, nicht lange darauf hatte ich meinem Lehrherrn alle seine Künste abgelernt, und galt nach einigen Jahren für den geschicktesten Gärtner in der ganzen Colonie.

Mein Lehrherr freute sich über die Maßen und sagte eines Abends zu mir, als wir uns in den Schatten einer hohen Palme gelegt hatten: „Mein lieber Astar," — diesen Namen hatte ich in seinem Hause empfangen — „Du bist jetzt ein tüchtiger Kerl geworden, der nicht allein seinen Unterhalt verdient, sondern noch etwas darüber. Nun ist es an der Zeit, daß Du nicht länger hier bleibst, sondern in die Welt gehst und etwas versuchst. Irre ich nicht, so bist Du zu etwas Besserem

auserſehen, als in meinem Kohlgarten zu ſtehen bis an Dein Lebensende. Du mußt zu den reichen Rajahs kommen, die große koſtbare Gärten haben und tauſende von Rupien daran ſetzen, um eine ſeltene Frucht oder eine koſtbare Blume aufzuziehen. Willſt Du, ſo ſpreche ich mit einem Bekannten, der Obergärtner bei einem Rajah iſt und mich ſchon neulich nach einem tüchtigen Gehülfen fragte."

Ich war es natürlich ſehr zufrieden, und nach einer Woche war ich der erſte Gehülfe in dem Garten des Rajah, deſſen reizende Tochter man die Sonne von Hindoſtan nannte, und der Obergärtner, dem meine Kenntniſſe ſehr zu ſtatten kamen, war ausnehmend freundlich mit mir.

Einen Monat lang befand ich mich bereits in dieſen herrlichen Gärten, als ich zum erſten Male die Tochter meines Gebieters ſchaute. Es war, als ob die Sonne das Schneehaupt des Himalaya vergoldet, oder als ob ſie im Untergehen den Abendhimmel und das Meer mit Purpurroſen krönt. Sie trat mit ihren Geſpielinnen in den heiligen Dämmerſchein der Palmen, und es war nicht anders, als ob ſich der Himmel auf die Erde herabgeſenkt hätte."

Hier ſchließen die Mittheilungen Aſtar's, fährt die Colonial-Zeitung fort, welche ihren Bericht angeblich

nach dem Originalberichte des weisen Braminen abgefaßt hatte. Er bewegt sich in dem höhern Kreise der Gesellschaft, in dem er jetzt lebt, als ob er derselben immerdar angehört hätte. Das Haus des Rajah wird seit jenem Tage nicht leer von Theilnehmenden und Neugierigen; der alte Herr, welcher seit seiner politischen Katastrophe sehr zurückgezogen lebte und fast menschenscheu war, gibt sich jetzt offner, ist mittheilender, und scheint mit der Wahl, die er getroffen hat, gar nicht unzufrieden zu sein, während Nanga durchaus Liebe und Hingebung ist. Astar scheint aber auch eine solche Auszeichnung zu verdienen; denn seit er das ärmliche Gewand von sich geworfen und den reichen Schmuck eines Rajah angelegt hat, zeichnet er sich durch eine wahrhaft vornehme Haltung aus, und obgleich sonst still und bescheiden, wie immer, zeigt er unwillkührlich eine gewisse angeborne Würde, namentlich in Gegenwart von Vornehmen, denen er stets auf eine geschickte Weise zu imponiren weiß.

Ein Beispiel davon gab er neulich, wie man sich erzählt, als der Graf van Zuylen es sich nicht versagen konnte, den Mann kennen zu lernen, den der Rajah und die schöne Nanga ihm vorgezogen hatten. Er trat vor den Emporkömmling hin, mit all dem Stolze und all dem Uebermuthe eines alt-niederländischen Edelman-

nes; aber Astar wußte ihn so höflich und zugleich so kalt und abstoßend zu behandeln, daß der Graf sich äußerst verletzt fühlte, vor Zorn außer sich einen Schritt zurücktrat und die Hand an den Degen legte. Astar stand ihm ruhig gegenüber, Nanga schrie laut auf. Allein der Graf faßte sich und höhnisch auf eine Vase mit Früchten deutend, die unfern von ihm auf einem Tische stand, sagte er mit verletzender Kälte: „Ohne Sorge, mein schönes Kind, Euer Bräutigam ist vor mir sicher. Der Degen eines Edelmannes meiner Herkunft beschmutzt sich nicht mit dem Blute eines Mannes, der noch vor einigen Tagen solche Früchte in dem Schweiße seines Angesichtes auf dem Rücken zu Markte schleppte."

Er richtete sich hoch auf und wollte gehen, zufrieden, das Mädchen, welches seine Werbung zurückwies, auf diese Weise gedemüthigt zu haben; aber Astar trat ihm in den Weg, nahm eine der Früchte, warf sie in die Höhe, zog dann seinen Säbel und hieb mit demselben so geschickt nach der Frucht, daß sie in zwei Hälften zur Erde fiel. Dann öffnete er dem Grafen höflich die Thür und verbeugte sich tief. Herr van Zuylen, der die Geschicklichkeit gesehen hatte, womit Astar von der ihm erst kürzlich verliehenen Waffe Gebrauch machte, fand für gut — wir lassen es unerör-

tert, aus welcher Ursache — nicht länger zu verweilen und das Liebespaar blieb ungestört.

Dies sind die Mittheilungen, die wir über den jungen Astar zu machen haben, der jetzt die Aufmerksamkeit von ganz Batavia auf sich zieht. So gering die Details sind, die er über seine Jugendgeschichte zu geben vermag, so sind sie doch so interessanter Art, daß man wünschen muß, des Weiteren belehrt zu werden und in dieser verworrenen Sache klar zu sehen. Wer weiß, welcher weit verschlungenen Familienintrigue man auf die Spur kommt, wenn die nöthigen Nachforschungen angestellt sein werden. Wir bieten dazu durch diesen Artikel zuerst die Hand und wollen gern unsern fernern Beistand gewähren. Irren wir nicht, so werden diese unsere Worte jenseits des Oceans, im Mutterlande, ein lautes Echo finden. Es käme zuerst darauf an, den Seemann zu ermitteln, der sich des armen Astar früher mit lebhaftem Interesse angenommen hat und dann unbegreiflicher Weise verschwunden ist. Daß er plötzlich gleichgültig gegen den Knaben geworden sein sollte, läßt sich nicht wohl annehmen; er ist also entweder verunglückt oder durch eine fremde Gewalt, die mit dieser Intrigue nicht unbekannt ist, aus dem Wege geräumt. Jedenfalls wären die Nachforschungen am rechten Orte; denn lebte dieser Emanuel noch,

er müßte die überraschendsten Aufklärungen geben können."

Hier schloß der Journal-Artikel.

Drittes Kapitel.

Wir wenden uns zu Emanuel. Er hatte seinen Schützling, den er in ländlicher Stille untergebracht, mit freudlichen Worten beruhigt, und ging jetzt nachsinnend dem Hafen zu. Er hatte von einigen Zeichen gesprochen, die er dem Capitain des „van Tromp" übergeben habe, und die von Edmund's fürstlicher Geburt zeugten. Es waren Briefe, die Edmund's Vater an Sara geschrieben und von ihr wie ein theures Andenken aufbewahrt wurden. Sie befanden sich in einer Brieftasche, die an jenem Abend der Flucht in Amsterdam, die ein so unglückliches Ende nahm, in Emanuel's Hände gerieth. Er hatte sie, bei jener geheimen Unterredung mit dem Capitain, diesem übergeben, und Herr Eberhard tor Straaten fand diese Beweismittel so schlagend, daß er sich des armen Knaben sogleich hilfreich annahm und auch Emanuel unter seinen besondern Schutz stellte. Nun aber war der edle Beschützer gestorben und die wichtigen Papiere befanden sich in dessen Nachlaß. Dieser

Schriften habhaft zu werden, sei, wie ihm bereits von einem kundigen Manne gesagt worden war, mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft; denn solche Auslieferungen könnten nur, nach dem Gesetze, dann geschehen, wenn die Vermögens-Umstände des Verstorbenen vollständig regulirt worden wären. Darüber verstreiche indessen einige Zeit, und da der „van Tromp" unter einen neuen Befehlshaber gestellt worden, und dann andere Küstenpunkte besuchen solle, so könne es sich leicht ereignen, daß Emanuel zum Schlusse dieser Angelegenheit nicht mehr in Batavia anwesend sein werde. Ueber diese Schwierigkeiten sann Emanuel nach, und hielt es für das Beste, noch heute dem gedachten Rechtsfreunde nicht nur das Ordnen dieser Angelegenheit, sondern auch die Sorge für Edmund zu übertragen; zu dem Ende ihm auch die keineswegs ganz geringe Summe einzuhändigen, die er noch besitze, damit Jener alle Maßregeln ergreifen könne, wenn er etwa unerwartet von Batavia scheiden müsse. Hiermit in's Reine gekommen, schritt er rascher weiter, und hatte bereits den Hafendamm erreicht, als er sich von mehreren Seeleuten aufgehalten sah, die ihm den Weg versperrten. Emanuel versuchte vergebens, ihnen auszuweichen, und blickte zu ihnen herüber Es waren vier stämmige Bursche, und soviel er bei der bereits eingetretenen Dämmerung

zu bemerken glaubte, keine von denen, die auf ein Wort des Friedens hören. Sie schienen vom Grog beträchtlich aufgeregt und mehr als aufgelegt zu sein, um Händel zu suchen, nur um der Händel willen.

„Steh' still, Kerl!" rief der Eine. „Du wirst mit Deinem ungeschlachten Buge die Flanke hier nicht durchbrechen, wenn Du auch Deine Arme noch mehr in die Seiten stemmst und Dich vorwärts schiebst!"

„Scheint beinahe, als ob Mynheer Händel mit uns sucht," rief der Zweite, „so brutal glotzt er uns an. Verdammt, ich bin dabei und will ihm das Krakehlen schon verleiden."

Emanuel, dem Alles daran gelegen war, so rasch als möglich fortzukommen, um die Angelegenheit, die für ihn von der größten Wichtigkeit war, noch zu beenden, ehe er an Bord mußte, erklärte gelassen, daß er keineswegs die Absicht habe, Jemanden zu beleidigen; hätte er es dessenungeachtet gethan, so wäre es ihm leid und er bäte um Entschuldigung. Vor allen Dingen aber möge man ihn ungehindert gehen lassen, denn er habe noch wichtige Geschäfte zu besorgen.

„Das müssen saubere Geschäfte sein!" schrie ein Dritter der Orlogs-Matrosen, denn als solche bezeichnete sie das Wappen auf dem rechten Arme. „Geschäfte, die zur späten Abendzeit gemacht werden, pflegen in der

Regel nicht viel zu taugen, und Ihr müßt nun hier bleiben, bis unser Capitain kommt, sei es im Guten oder mit Gewalt!"

„Er muß bleiben! Er muß!" schrieen Alle und stellten sich so, daß es nicht möglich war, bei ihnen vorüber zu kommen.

Emanuel sah sich um und erkannte bald, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sei. Am Fuße des Dammes lag eine sechsrudrige Kriegsschaluppe, und in derselben befanden sich ein Matrose am Hintersteven und einer am Vordersteven; die übrigen vier Ruderer aber gingen auf dem Hafendamme hin und her und hatten im Uebermuth eines leichten Rausches mit Emanuel Streit angefangen. Dieser erwog leicht die Gefahr, worin ihn eine Mißhelligkeit mit der Besatzung eines Kriegsschiffes stürzen könnte, weil diese zu jener Zeit in den dortigen Gewässern eine kaum zu beschreibende Despotie ausübten, wobei sich Officiere und Matrosen auf das Beste unterstützten, wenn es galt, die Rechte anderer Seefahrer zu kränken und zu schmälern. Er trat deshalb gelassen zur Seite und sagte: „Wenn Ihr mich nicht vorbei lassen wollt, so müßte ich ein Narr sein, mich mit Euch in einen Kampf einzulassen, denn Ihr seid mir vielfach überlegen. Aber ihr werdet auch einsehen, daß es nicht besonders angenehm ist, hier im

Freien umher zu lungern, um so mehr, als schon ein starker Thau zu fallen beginnt, der, wie Ihr wißt, die Erde giftig ausdünsten macht. Denkt also daran, daß ich von einer Reise zurückgekommen, wo es tüchtige Monatsgagen gesetzt hat, und gerne erbötig bin, eine tüchtige Bowle guten Arrakpunsches vor uns hinstellen zu lassen, wenn Ihr mir die Ehre erzeigt, in jenes Schifferhaus mit mir einzutreten."

Diese Einladung brachte einige Aufregung unter der Mannschaft der Capitains=Schaluppe hervor. Der Orlogs=Matrose hat, schon um der Entbehrungen willen, die ihm auferlegt sind, ein unaufhörliches Gelüsten nach einem steifen Glase, aber er hat selten einen Stüber in der Tasche, um dasselbe zu befriedigen. Deswegen hatten die Vier nicht übel Lust, sich der an sie ergangenen Einladung zu fügen und sich den Punsch bis zur Ankunft des Capitains wohlschmecken zu lassen; zugleich äußerten sich einige Bedenken, welche die Ausführung des Vorhabens aufzuschieben drohten.

Der Eine meinte, sie dürften den ihnen angewiesenen Platz nicht verlassen. Käme der Capitain und fände sie statt bei dem Boote, in dem Wirthshause bei der Bowle, so sei ihnen die Katze gewiß.

Der Zweite fand es despektirlich, daß ein Matrose von einem Staatsschiffe sich so weit herablassen solle,

um von einem jämmerlichen Kauffahrer traktirt zu werden; der Dritte aber war der Schlauste und äußerte, umsonst werde ein solches Anerbieten, das immer einige Rupien kostete, nicht gemacht, und der Bursche müsse wohl genügende Ursache haben, mit seinem Punsche so freigebig zu sein. Jedenfalls habe er irgend ein Schelmstück im Sinne, und es sei nun mehr als je nöthig, mit Ernst darauf zu achten, daß ihnen der schlaue Fuchs nicht entwische.

Diese Bemerkung regte die Gemüther so sehr auf, daß der vierte Matrose gar nicht zu Worte kam. Die günstige Stimmung, die einen Augenblick lang für Emanuel sich kundgegeben hatte, war nun vorüber, und alle Vier drohten, ihm Arme und Beine zu zerschlagen, wenn er es irgendwie wagen sollte, die Flucht zu versuchen.

Da vernahm man aus der Ferne den schallenden Tritt eines Mannes, und gleich darauf durchdrang der schrillende Ton einer Pfeife die zitternde Luft. Es war das Signal des Capitains.

Augenblicklich hielten die Matrosen mit ihrem Geschrei inne und richteten sich kerzengerade; nur Einer von ihnen hielt Emanuel fest, damit er ihnen nicht entwische.

Der Capitain kam herbei und der Ton seiner Stimme

fiel Emanuel schwer auf's Herz. Er ließ seine Leute mit harten Worten an, daß sie sich neuerdings und trotz der ernstesten Ermahnungen, dem Trunke ergeben hätten, noch dazu an einem Abend vor der Abreise, da ihnen doch kund gethan sei, daß die Brigg mit Tages-Anbruch die Anker lichten werde, um eine Piratenjagd zu beginnen. „In die Schaluppe, Kerle!" rief er im vollen Zorn, der lallenden Zunge selbst nicht mächtig, „und wenn wir morgen die offne See haben, soll des Bootsmanns Katze einen Tanz auf Euren nackten Rücken machen!"

„Hoffe, Capitain!" sagte der Führer des ersten Riemens demüthig, den Hut in der Hand, „Ihr werdet es so genau nicht nehmen, zumal wir nur ein geringes Quantum zu uns nahmen, um uns vor dem giftigen Abendthau zu schützen. Haben auch bei dieser Gelegenheit einen Fang gemacht, der uns sonst entgangen wäre."

„Was für einen Fang, Kerl?"

„Halten zu Gunsten, Capitain, einen Fang, das heißt, einen Menschenfang. Mir schien's nicht von großer Bedeutung zu sein, aber Hans Wetegrowe meint, es stecke etwas dahinter, und, Capitain, mit Eurer Erlaubniß, der Hans Wetegrowe ist ein tüchtiger Kerl und versteht's."

„Verdammtes Geschwätz! Kerl, ich lasse Dir morgen die doppelte Portion aufzählen, daß Du es weißt. Hollah, Ihr Andern, und Du Hans Wetegrowe! Von welchem Fange schwatzt dieser Bursche!"

„Von diesem verdächtigen Burschen, Herr! der hier auf eine seltsame Weise herumspazierte und den ich deshalb festhielt, damit Ihr ihn beschauen möchtet, ehe Ihr an Bord ginget. Der Kerl hat eine wahre Galgenfratze, und wenn er noch nicht drei Mal gekielholt ist, so will ich zeitlebens keinen Rak mehr trinken, wenn er es nicht mindestens sechs Mal verdient hat. Seht ihn genau an, Herr!"

Mit diesen Worten stellte Hans Wetegrowe den Emanuel dicht vor seinen Capitain hin, und dieser fuhr mit einem Rufe des Staunens und der Ueberraschung zurück: „Hexenbootsmann!"

„Ich bin in Eurer Gewalt!" sprach Emanuel ruhig.

„Das bist Du!" rief Adrian van Kraag, „und Du hättest nicht erst nöthig, mich daran zu erinnern."

„Ihr werdet mit mir verfahren, wie Rechtens und wie Ihr es vor Eurem Gewissen verantworten könnt!" fuhr Emanuel fort.

„Oho, mein Bursche!" unterbrach ihn giftig der Capitain. „Ist dies der Ton, in welchem Du zu einem Officiere sprichst, gegen den Du zu mehreren Malen

Deine frevelnde Hand erhoben? Ja, Ihr Männer," fuhr der Capitain zu seinen Matrosen gewendet fort, die bei dieser Aeußerung einen Ruf des Staunens vernehmen ließen, „ja, es ist wie ich sage, und dieser Schurke wird am Bord des „Kaiman" alsobald erfahren, wie es sich krumm geschlossen in Eisen sitzt, bis das Kriegsgericht seinen Ausspruch gethan hat. Greift zu, Jungens!"

Mit lautem Hurrah griffen die Orlogs-Matrosen zu, und trugen Emanuel in das Boot; der Capitain folgte ihnen und man stieß sogleich ab. Adrian van Kraag ermunterte seine Leute, die Ruder fest einzusetzen und fügte hinzu:

„In Anbetracht des wichtigen Fanges, den Ihr gethan, wird von einer Strafe morgen nicht die Rede sein, und bei dem nächsten Male, daß wir wieder zu Lande fahren, empfängt Jeder von Euch drei Rupien von mir."

Die Kerle erhoben ein lautes Gebrüll und getrieben von mächtigen Ruderschlägen flog das Boot über die schäumenden Wellen hin. Emanuel aber schloß die Augen und seufzte: „Edmund! Armes Kind!"

Die Brigg „der Kaiman," die von Adrian van Kraag commandirt wurde, und an deren Bord Emanuel auf eine so unfreiwillige Weise gelangt war, be-

fand sich bereits auf offner See und der Capitain ging, im hohen Grade verdrießlich, mit schnellen Schritten auf dem Quarterdeck auf und ab. Er hatte sich übereilt und fand kein Mittel, die Uebereilung wieder auszugleichen. Er hatte kaum Emanuel erblickt, als sein ganzes Gemüth von glühender Rache erfüllt ward. Kaum an Bord gekommen, ließ er ihn in Eisen legen und verkündete seinen Officieren, daß es sich hier um ein Verbrechen handle, welches auf die strengste Weise bestraft werden müsse. Gleich am andern Tage, als man sich auf offner See befand, versammelten sich die Officiere, um die Instructionen des Capitains zu empfangen. Aber Adrian van Kraag stieß auf Hindernisse, die zu finden er nicht glaubte. Die Officiere erklärten, daß der Fall immerhin einem Kriegsgerichte überwiesen werden könne, weil der Beleidigte ein Officier sei. Am Bord dieser Brigg könne die Angelegenheit indessen nicht entschieden werden, da der Capitain unmöglich Vorsitzender des Gerichts und Ankläger in einer Person sein könne. Eben so wenig könne einer von ihnen die Partie des Anklägers übernehmen, da sie von der Angelegenheit zu wenig unterrichtet wären. Man müsse also den Gefangenen so lange unangefochten lassen, bis man ein anderes Kriegsschiff erreiche, an dessen Bord er abzuliefern sei, und dessen Officiere ihn zu richten

hätten. Dort möge der Capitain seine Klage anbringen und es sei nicht zu bezweifeln, daß ihm volles Recht zu Theil werde; denn die Beleidigung eines Officiers sei stets eine allgemeine Angelegenheit. Mit dieser Erklärung verließen die Officiere ihren Befehlshaber.

Der Capitain des „Kaiman" war nichts weniger als zufrieden gestellt. Er haßte den schlichten Seemann, der jetzt zwischen seinen Verdecken in Eisen schmachtete, glühend, und hatte ihm die empfindlichste Rache geschworen. Er glaubte diese nicht besser erreichen zu können, als wenn er ihn durch ein bestochenes Kriegsgericht zum schimpflichen Tode verurtheilen ließ. Dies war ihm nicht gelungen. Hätte er nun nicht besser gethan, ihn unter seine Mannschaft zu stecken? Dann hätte er ihn täglich quälen und stets neue Martern für ihn ersinnen können, statt daß er ihn jetzt nicht anrühren durfte und nicht die geringste Gewalt über ihn hatte, da er unter der Anklage stand und die übrigen Officiere des Schiffes für seine Sicherheit einstehen mußten: „O, über die zarte Gewissenhaftigkeit!" rief er grollend vor sich hin. „O, der herrlichen Kameradschaft, die sich, einem solchen jämmerlichen Hunde gegenüber, kund gibt! Aber, nehmt Euch in Acht, Ihr Herren, ich vergesse Euch den Streich nicht, den Ihr mir gespielt habt, und es kommt ein Tag, wo ich mich bezahlt mache!"

Er ging in seine Kajüte hinab und grollte mit seinen Officieren, so wie mit der ganzen Mannschaft; es herrschte eine gewitterschwüle Stimmung, und es mußte irgend ein Sturm sich erheben, diese finstern Wolken zu zerstreuen, wenn sie nicht aufkommen sollten. Emanuel lag unterdessen in einem finstern Theil des Zwischendecks mit seiner Kette rasselnd, stündlich das Unheil erwartend, das über ihn herabbeschworen ward.

Viertes Kapitel.

Die Stunde der Erlösung schlug. Am dritten Tage bei Sonnenaufgang gab der Vortoppmann das Zeichen, daß ein Segler in Sicht sei. Der „Kaiman" hielt sogleich ab, und weil beide Schiffe zugleich mit halbem Winde einander entgegensegelten, lag die Brigg nach einer Stunde einem Dreimaster zur Seite, der die niederländische Standarte von seiner Gaffel wies.

Der Lieutenant der Brigg trat zu dem Capitain van Kraag den Hut in der Hand: „Der Zufall hat uns gut geführt, indem er uns ein Schiff sendet, das uns aus aller Verlegenheit retten kann. Die Fregatte „Schelde," die sich jetzt so eben mit uns in Rapport setzt, wird von dem Capitain Heentz commandirt, einem

so braven und rechtlichen Seemann, als jemals einer am Bord eines Schiffes von Alt-Niederland commandirte. Eure Officiere machen Euch daher den Vorschlag, an Bord der „Schelde" zu senden, und Capitain Heentz auffordern zu lassen, dem Gerichte zu präsidiren.

„Sei es denn, zum Teufel!" entgegnete Adrian van Kraag mürrisch. „Laßt das Jollboot streichen und begebt Euch selbst an Bord jenes Schiffes. Da Ihr einen so übergroßen Eifer zeigt, jenen Rebellen und Mörder aus seinen Eisen zu erlösen, so kann ich ja seine Angelegenheit keinem bessern Sachwalter, als Euch, anvertrauen. Wenn aber noch etwas Ehre und Reputation bei einem Flotten-Officier zu finden ist, so hoffe ich, daß die Sonne nicht untergehen wird, ehe und bevor dieser Kerl an der linken Nock meiner Fockraa baumelt."

Der Lieutenant entfernte sich mit einer stummen Verbeugung, und die Bootsmanns-Maaten pfiffen zum Streichen des Jollboots, während Herr van Kraag den Befehl ertheilte, den mit Ketten belasteten Gefangenen sogleich zu ihm in die Kajüte zu bringen.

Der Gefangene trat bald darauf ein, die Wache erhielt einen Wink, sich zu entfernen, und Emanuel stand seinem erbittertsten Feinde gegenüber.

„Hexenbootsmann!" sprach Adrian mit über einan-

der geschlagenen Armen. „Wie gefallen Dir die Manschetten, die ich Dir um Deine Handgelenke habe legen lassen?“

Emanuel antwortete nicht.

„Es ist noch nicht aller Schmuck, der Dir zugedacht ist,“ fuhr Jener fort. „Ehe es Abend wird, kann Dir noch eine hanfene Halsbinde zu Theil werden.“

„Ihr werdet verfahren, wie Ihr Macht habt!“ entgegnete Emanuel ruhig. „In Eure Hand bin ich gelegt, und wie ich Euch kenne, bin ich um so schlimmer daran, je klarer Ihr selbst von meiner Unschuld überzeugt seid. Was ich Euch gezwungen zufügen mußte, wird mir nun zu Hause getrieben werden; aber ich will es mit Ruhe erwarten; denn ich habe gelernt und glaube es freudig, wie in der Schrift geschrieben steht, daß ohne den Willen des allmächtigen Gottes kein Sperling von dem Dache fällt.“

„Man wird Dir die hochtrabenden Worte mit sammt der Zunge aus dem Halse reißen, Du verdammter deutscher Hund!“ rief Adrian voll Gift. „Da sieh durch's Fenster nach jener Fregatte, die gleich meiner Brigg unter der Orlogsflagge dahin segelt. Sieh die Officiere, die jetzt über den Fallreep derselben in das Boot steigen. Sie werden hierher kommen und zu Gerichte sitzen. Ehe dieser Tag vorüber ist, bist Du gehängt.“

„Wie es der Herr mein Gott will!“ entgegnete Emanuel mit bebender Stimme und eine Thräne rollte die braune Wange herab.

Adrian van Kraag trat dicht vor ihn hin und sah ihm scharf in's Auge: „Kerl, Du lügst! diese Ruhe, diese Ergebung ist erlogen; Du stellst Dich beherzt, weil Du hoffst, davon zu kommen. Aber ich sage Dir, das wird nicht geschehen! Hängen mußt Du ohne Gnade und Barmherzigkeit, es sei denn . . . Hexenbootsmann! Es gibt ein Mittel Dir das Leben zu erhalten. Von meiner Klage kann ich nicht abstehen, aber ich kann sie so einrichten, daß Du mit dem Leben davon kommst. Es soll geschehen, sobald Du mir sagst, wo sich Sara befindet?“

„Ich weiß es nicht!“

„Lüge nicht! Du weißt es. Ihren Aufenthalt sollst Du mir nennen, und den des stummen Knaben, der mit Dir an Bord des Ostindienfahrers gekommen ist. Rede sogleich! Wo sind sie?“

„Ich weiß es nicht!“

„Du unterstehst Dich zu leugnen?“

„Bis jetzt, Herr, habe ich noch nicht gelogen, und es soll auch in dieser für mich so wichtigen Stunde nicht geschehen,“ sprach Emanuel fest. „Hiermit wiederhole ich es Euch, ich kenne den Aufenthalt der Dame

nicht, von der Ihr sprecht. In jener Nacht, als mich die Seelenverkäufer mit dem Kinde fortschleppten, ließ ich sie in den Straßen von Amsterdam hülflos zurück; und was aus ihr geworden ist, mag Gott wissen. Wo sich der Knabe gegenwärtig befindet, ist mir freilich bekannt. Da ich nicht zu ihm gelangen kann, um ihm beizustehen, wird sein Schicksal vielleicht ein bedauernswerthes sein; aber es ist immer noch besser, es bleibt so wie es gegenwärtig ist, als daß der Knabe in Eure Hände geräth. Ihr werdet es von mir nicht erfahren, wo er lebt."

In diesem Augenblicke erklangen die Pfeifen der Bootsmannsmaaten und die Schaluppe des Dreimasters legte sich mit den Officieren des Kriegsgerichts längs des Fallreep.

„Es ist gut!" sagte der Capitain des „Kaiman" vor Zorn erbleichend. „Die Männer sind an Bord gekommen, denen ich Dich übergebe, um Deinen verdammten Leib zu richten, ob ich Dich gleich am liebsten mit meinen Händen zerrisse. Fort mit Dir, Bestie!" Er stieß mit dem Fuße nach ihm und zog dann die Klingel. Die Wache trat ein und führte den Gefangenen in das Zwischendeck zurück. Gleich darauf traten die zum Kriegsgericht eingeladenen Officiere in die Kajüte. Die Begrüßung war kalt und förmlich. Die von

dem Befehlshaber des „Kaiman" dargebotenen Erfrischungen wurden mit kühler Höflichkeit abgelehnt. Herr Adrian van Kraag stand bei den Officieren der niederländischen Flotte, um vieler Ursachen willen, nicht gut angeschrieben; er wußte es und biß sich in die Lippen.

„Um Vieles wünschte ich," nahm der Capitain Heentz sogleich das Wort, „wenn die Angelegenheit, um welche man uns hierher beschieden hat, ohne Verzug beendet werden könnte. Solche Geschäfte sind stets betrübender Art, und es wäre mir lieb gewesen, Herr van Kraag, wenn es in Eurer Macht gestanden hätte, uns damit zu einer Zeit zu verschonen, die für die Schiffe der vereinigten niederländischen Provinzen kritisch genug ist, indem diese Küsten von Seeräubern wimmeln, deren Uebermuth von Stunde zu Stunde wächst. Aber Ihr seid ein erfahrner Officier und habt gewiß nicht ohne dringende Nothwendigkeit diesen Schritt gethan. So laßt uns denn Platz nehmen; Ihr, Herr van Kraag, laßt Befehl ertheilen, daß man den Gefangenen einführe und bringt dann Eure Anklage diesem gegenüber vor."

„Wie?" rief Herr van Kraag aus. „Höre ich auch recht? Ihr wollt mich mit einem Menschen aus dem Schlamm des Pöbels gegenüber stellen? Ward dergleichen jemals erhört? Gibt's einen Fall in der Ge=

schichte unserer Marine, wodurch sich ein solches Benehmen rechtfertigen läßt? Genügt es nicht, wenn ich einfach die Thatsachen erzähle, die mich bewogen haben, ihn in Ketten zu legen und vor Gericht zu stellen? Jederzeit wäre dies hinreichend gewesen, um einen solchen Kerl zum Schmucke der Fockraa zu machen, wenn man ihn hätte vorher ein Dutzend Male kielholen lassen. Und Ihr verlangt tausend andere Prozeduren; denkt auch wohl gar noch darauf, dem Kerl durchhelfen zu können, zur Schmach des Officiercorps, das in mir mitbeleidigt ist?"

„Ich habe einen solchen Gedanken nie gehabt," entgegnete Capitain Heentz ernst, „und es ist sehr übereilt von Euch, mir dergleichen Motive unterzulegen."

„Meine Worte sind also in den Wind gesprochen? Ihr wollt nicht hören, was ich Euch zu sagen habe, bevor der Angeklagte eintritt?"

„Zu einem guten Gericht gehört, daß der Ankläger dem Beklagten gegenüber steht, und daß sowohl die Klage, als auch die Vertheidigung, von Mund zu Mund geführt wird. Unsere Kriegsartikel sagen: Eines Mannes Rede sei keine Rede, darum soll man sie mit Fleiß alle Beide hören. Hiernach bleibt es bei meiner Anordnung! Nehmt Eure Plätze, Ihr Herren, und laßt den Angeklagten einführen!"

Adrian stampfte mit dem Fuße, und ertheilte mit unterdrücktem Grimme dem eintretenden Cadeten den Befehl, den Gefangenen aus seinem Loche hierher zu schleppen.

„Erlaubt, Herr van Kraag," entgegnete Capitain Heentz, „daß ich, so unlieb es mir ist, Euch am Bord Eures eigenen Schiffes eine Zurechtweisung ertheilen muß. Mißhandlung eines Gefangenen, der noch erst wegen der Anklage gehört werden soll, ist gegen das Gesetz. Er hat Anspruch auf den Schutz des Gerichts und ich befehle, daß man säuberlich mit ihm verfahre."

„Ihr beschimpft den Adel!" rief van Kraag außer sich. „Kein rechtlicher Officier wird es dulden und ich dulde es auch nicht, so mir Gott helfe!"

„Und ich verweise Euch zur Ordnung!" antwortete Capitain Heentz ernst, sich das Haupt bedeckend. „Ihr habt mich selbst als Richter hierher berufen, und als solcher habe ich den obersten Befehl, kraft dessen ich Euch aufgebe, nicht eher das Wort zu nehmen, bis ich Euch die Erlaubniß dazu ertheile. Setzt Euch, Ihr Herren!"

Das Kriegsgericht nahm seinen Platz. Vorsitzender war der Commandeur der „Schelde." Ihm zur Rechten saß sein zweiter Lieutenant, zu seiner Linken der Lieutenant des „Kaiman." Der Schreiber des letztgenannten

Schiffes führte das Protocoll. Der Präsident befahl mit lauter Stimme den Gefangenen einzuführen. Emanuel erschien ruhig und besonnen; er grüßte die Officiere mit einer Neigung des Hauptes und trat dann, wie ihm geheißen wurde, seinem Ankläger gegenüber. Zuerst wurden die Formalien vorgenommen. Man fragte nach Namen, Alter, Stand der Parteien, und brachte es zu Papier. Dann nahm der Präsident das Wort und ermahnte Beide, der Wahrheit treu zu bleiben, und um keiner Ursache willen von derselben abzuweichen; er that es in scharf eindringlicher Rede, und erinnerte an die furchtbare Sünde des Meineids. Diese Worte blieben ohne Wirkung auf den Befehlshaber des „Kaiman," er betrachtete das Kriegsgericht mit kalten höhnischen Blicken. Auf Emanuel aber hatten jene Worte augenscheinlich einen tiefen Eindruck gemacht; er wechselte die Farbe und legte die Hand auf's Herz, als wolle er andeuten, daß er das Gesagte wohl verstanden habe und zu bewahren wissen werde. Nun wandte sich der Präsident an die Beisitzer des Gerichts und ermahnte sie, ohne Ansehn der Person und ohne Menschenfurcht, nur nach dem Rechte zu trachten und dasselbe zu finden, worauf er das Haupt entblößte und mit lauter Stimme das Vater = Unser betete. Als dies geschehen war, bedeckte er sich wieder und forderte Herrn van Kraag auf, seine Klage vorzubringen.

Es geschah, und Alle horchten mit Staunen. Es war ein meisterhaftes Gewebe von Wahrheit uud Trug. Aber dieser letztere war bei weitem vorherrschend, doch ward er so künstlich dargelegt, daß es fast aussah, als ob es die lautere Wahrheit wäre. Doch erlaubte sich der junge Edelmann eine oder die andere Abweichung, und einige geschickte Zwischenfragen, die der Präsident mit seltener Schlauheit zu stellen wußte, gaben zu Widersprüchen Anlaß. Der Präsident ließ diese genau zu Protocoll nehmen und befahl dann Emanuel, sich zu vertheidigen.

Emanuel trat vor. Er war anfangs schüchtern, vor einer solchen Menge von Officieren das Wort zu nehmen; denn der Seemann des Vorderdecks empfindet vor seinen Commandirenden eine Scheu, von welcher man im Binnenlande keinen Begriff hat. Aber endlich faßte er sich und die Wahrheit verlieh ihm Kraft. Er erzählte sein ganzes Leben, von jenem Tage an, wo er zum ersten Male mit Herrn van Kraag zusammen getroffen sei, bis zu der gegenwärtigen Stunde. Er verschwieg nichts, aber er malte auch nichts aus; er erzählte die einzelnen Vorgänge nur mit den einfachen, schlichten Worten, die ihm allein zu Gebote standen. Aber gerade dadurch nahm er seine Richter für sich ein; sie folgten seinen Aussagen mit dem steigendsten Interesse, und weil

diese so ganz den Stempel der Wahrheit trugen, erregten sie auch nicht den geringsten Zweifel. Die Stimmung für den Ankläger wurde immer bedrohlicher, und die Richter gaben sich keine Mühe, die Verachtung, welche sie empfanden, in ihrem Benehmen kund zu thun.

Das Verhör war nun beendet. Beide Parteien hatten gesprochen; die Richter hatten die nöthigen Fragen gestellt, und es wurde den Beiden angedeutet, abzutreten, bis das Gericht einen Spruch gefunden habe. Adrian wandte dem Tisch trotzig den Rücken; Emanuel aber trat ihm entgegen, und hielt die mit Ketten belasteten Hände zu ihm auf:

„Das Gericht hat uns gehört. Wer weiß, wie mein Loos fällt. Vielleicht stehe ich in der nächsten Stunde vor Gott dem Allmächtigen, um seinen Richterspruch zu vernehmen. Ich fürchte mich nicht, denn mein Gewissen ist rein. Aber ich möchte nicht aus der Welt gehen, ohne Alles, was mein Herz beschwert, von demselben gewälzt zu haben. Darum Herr van Kraag, obgleich Ihr, von dem ersten Augenblicke, da ich Euch sah, bis zur gegenwärtigen Stunde, mir nur Böses zugefügt habt, vergebe ich Euch, um unseres Erlösers willen! Möge Gott Euch gnädig sein, wenn die Stunde Eures Gerichts kommt!“

Adrian verließ die Kajüte mit einem lauten Ge=

lächter, Emanuel schritt hoch aufgerichtet vor seiner Wache einher. Die Richter blieben allein.

Nach einer Viertelstunde wurden die Parteien wieder eingeführt. Der Präsident des Kriegsgerichts erhob sich feierlich und sagte: „Meister Emanuel, das Gericht hat die gegen Euch von dem Befehlshaber dieser Brigg, Herrn Adrian van Kraag, erhobene Klage, so wie Eure Vertheidigung genau erwogen, und erkennt für Recht, daß Ihr von aller Schuld freizusprechen, Eurer Ketten entlastet und auf eine angemessene Weise wegen der unschuldig erduldeten Haft von Eurem Ankläger zu entschädigen seid. Da hiernach Euer Aufenthalt am Bord dieses Schiffes nicht für dienlich erachtet wird, so verordnet das Gericht ferner, daß Ihr von demselben entfernt und auf die Fregatte „Schelde" versetzt werden sollt. Haltet Euch bereit, sogleich dahin abzugehen."

Adrian van Kraag verließ mit einem schweren Fluche auf den Lippen die Kajüte. Als Emanuel seiner Kette ledig war, sank er auf die Kniee und dankte Gott aus der Fülle seines Herzens für die gnädige Rettung. Die Richter blickten gerührt auf ihn hin.

Fünftes Kapitel.

Die Fregatte „Schelde" flog vor gerefften Sturmsegeln durch die schäumenden Wellen des indischen Meeres. Es galt eine Jagd, eine wilde, verwegene Jagd. Kaum hatte die Fregatte sich von der Brigg des Herrn van Kraag getrennt und drei Stunden lang seewärts Cours gesteuert, als man einen Kauffahrer erblickte, der mittelst einer Nothflagge die Hülfe des Staats-Schiffes in Anspruch nahm. Ein Officier wurde an Bord gesendet, und entdeckte den verwegensten Seeraub, der seit kurzem in diesen Gewässern, fast möchte man sagen in dem Bereich der königlichen Kanonen täglich wiederkehrte. Als dem beraubten Schiffe, dem man aus Bosheit die Compasse zerschlagen, die Karten und die Journale zerrissen hatte, die nothwendige Hülfe gewährt worden war, erkundigte man sich bei der Mannschaft genau nach dem Cours, den die Piraten gesteuert waren, und dahin ging die wilde Jagd vor dem Sturm, der gerade jetzt mit entfesselter Wuth durch die Luft rasete.

Die Vortoppgasten saßen in der Mars des Fockmastes, um bei dem ersten Befehl zur Hand zu sein. Sie unterhielten sich miteinander, so viel der brausende Sturm es zuließ, und abgerissene, einzelne Phrasen

flogen von dem Einen zum Andern hinüber. Unter ihnen befand sich Emanuel, der in der Besatzung der „Schelde" einrangirt und von dem Hochbootsmann zum Vortopp beordert war.

„Die alte Ente," sagte der Meister des Vortopps, und meinte mit dieser keineswegs schmeichelhaften Benennung das Schiff, auf welchem er diente, „macht bei dieser schmucken Brise ihre acht Knoten."

„Sage Euch, sie macht neun oder gar zehn!" antwortete sein Nachbar, „und unter allen Orlogsschiffen, die in diesen Gewässern kreuzen, ist keines, das es mit ihr aufnehmen kann."

„Der „Kaiman" kann's; die Brigg segelt wie der Teufel."

„Das kommt daher, weil der Capitain des „Kaiman" selbst der Teufel ist! Des Teufels Schiff wird doch wohl so segeln, wie er es haben will."

„Pah, der van Kraag! Es wird früh genug eine glühende Hand aus den Wellen auftauchen und seinen Leib umkrallen. Er ist ein Satan für das arme Schiffsvolk."

„Das kann Euch nur Jemand erzählen, der selbst unter ihm gedient hat, wie der lange Pieter, der in der vergangenen Woche über Bord fiel, oder wie es unser neuer Backsmaat können wird, der erst seit kurzer

Zeit von seinem Schiffe auf das unsrige herüber geentert ist."

„Ich kann's nicht, Leute!" entgegnete Emanuel, „denn ich bin nicht lange an Bord jener Brigg gewesen. Auch legte man mir, so wie ich auf's Deck gekommen war, die Eisen an und warf mich in die Kammer des Profoßen, wo ich blieb, bis ich in das Vortopp der „Schelde" transportirt ward."

„Das ist eine seltsame Begrüßung, und wäret Ihr nicht von dem Hochbootsmann auf eine gute Art hier eingeführt worden, man müßte sich sonst vor Euch scheuen, Backsmaat!" antwortete der Meister des Vortopps. „Ein Mann, der am Bord eines Schiffes in Ketten liegt, mag immerhin unschuldig sein können; aber er hat doch den Verdacht gegen sich, und Ihr thätet ein gutes Werk, um Euer selbst willen, wenn Ihr uns erzählen wolltet, wie das Alles gekommen ist, was zugleich ein verteufelt gutes Gespinnst werden muß."

„Das kann wohl geschehen," sagte Emanuel ernst. „Ihr seid ehrliche Seeleute, und es darf Euch nicht gleich sein, ob ein Mann, der mit Euch aus derselben Kanne trinkt, ein Schurke oder ein Landläufer ist."

Er rückte den Hut aus dem Gesichte, schlang den Arm fester um das Stengewant des Backbords und begann seine Erzählung. Ohne seiner Herrin und

seines stummen Lieblings zu erwähnen, erzählte er nur sein Zusammentreffen mit Adrian van Kraag, und zwar von dem ersten bis zum letzten Male. Er erzählte schlicht und einfach, wußte aber das Benehmen dieses Officiers in einem so abschreckenden Lichte darzustellen, daß er, lange bevor er noch endete, sämmtliche Zuhörer auf seiner Seite hatte.

„Dankt nun Gott, daß Ihr aus seinen Klauen seid," sagte der Meister des Vortopps und die Uebrigen stimmten ihm bei. „Daß Ihr aber dem Kerl noch ein gutes Wort gönnen konntet, als er Euch so behandelt hatte, setzt Euch in Respekt bei mir. Ich hätte es, zum Teufel, nicht gekonnt, und hätte ihm lieber ins Gesicht gespuckt. Gott behüte jeden redlichen Seemann vor einem solchen Beelzebub am Bord. Das ist wahr, unser Capitain und seine Officiere verstehen auch keinen Spaß im Dienst, aber sie denken allezeit: Leben und leben lassen!"

„Jungens! Einen Vorschlag!" rief Einer. „Bei der nächsten Rackvertheilung bringe ich eine Gesundheit allen Officieren, die ihre Matrosen mit Manier zu behandeln wissen, und nicht bei jedem Donnerwetter die Katze zur Hand nehmen."

„Zum Teufel mit der Katze!" rief ein Anderer, „ob ich gleich das Donnerwettern und Schwerenöthern wohl

leiden mag. Ein Capitain, der nicht in jeder Stunde einen reellen Fluch loslassen kann, ist auch sonst nicht wohl bestellt, und ich will lieber einen Mann, der mit dem Winde um die Wette kräht, als ein glattes blankes Lieutenantsgesicht, welches aussieht, als ob über seine Lippen niemals etwas Anderes gegangen ist, als abgestandenes Theewasser mit Citronensaft."

Während dieses Gesprächs hatte es etwas abgewettert und die Fahrt der Fregatte ward regelmäßiger, so daß sie eine gute Anzahl Linnen mehr zu führen im Stande war. Die Pfeifen der Bootsmannsmaaten riefen zum Dienst und rasch flogen die Toppmänner in die Wanten auf, um das zweite Reff aus den Marssegeln zu binden und die Bramsegel beizusetzen. Unter dieser vermehrten Segellast flog das Schiff mit verdoppelter Schnelle dahin, und ließ einen breiten Streifen hinter sich zurück. Es war um die vierte Nachmittagsstunde, als einer der jüngern Officiere, der längere Zeit auf dem Bugspriet gesessen und mit dem Fernrohr in der Hand scharf ausgelugt hatte, nach dem Quarterdeck eilte und dem Capitain zurief:

„Segler in Sicht! Genau über Steuerbords Krahnbalken. Könnt ihn genau sehen, wenn Ihr Euch dieses Rohrs bedienen wollt. Denke, es soll einer der beiden Höllenhunde sein, denen wir nachjagen."

Der Capitain hatte das Sehrohr genommen und sagte nach einigen Minuten genauen Forschens: „Ihr habt recht! Der Segler steuert in der von Euch angegebenen Richtung, und wenn mich mein Auge nicht trügt, so sind seine Segel von der Form, wie sie uns der Capitain des Kauffahrers beschrieb. Das wollen wir bald näher erforschen! Hollah, Segelmeister! Laßt das letzte Reff aus den Marssegeln nehmen, und denkt daran, die Leesegel parat zu halten, damit wir sie beisetzen können, wenn es der Sturm irgend erlaubt! Ihr Herr Clark, macht einen Gang durch die Batterieen und überzeugt Euch, daß das Geschütz in bester Ordnung ist; wir werden es hoffentlich bald brauchen. Gebe nur Gott, daß wir den Kerl noch vor Einbruch der Nacht erreichen."

Eine laute Bewegung entstand am Bord der Fregatte. Nicht sowohl ward sie durch die Ausführung der ertheilten Befehle veranlaßt, sondern dadurch, daß die Nachricht, man habe einen der Piraten aufgejagt, von dem Quarterdeck sich über das ganze Schiff verbreitete, und auf dem Bramsahlings und der blinden Raa, so gut, wie in der Cadeten-Kajüte und in der Kajüte des Schiffszahlmeisters erzählt wurde.

In der letzteren befand sich so eben eine kleine Gesellschaft; denn der Zahlmeister, der am Vormittage

seine Monatsberechnung aufgemacht hatte, fand diese so überaus zu seinen Gunsten lautend, daß er in der Freude seines Herzens den ersten Schiffsdoktor und den Schiffsprediger zu einem Tropfen Genever und einer Pfeife Tabak einlud. Kaum hatte ein Gehülfe des Stewards den Repräsentanten der Wissenschaften am Bord dieses guten Schiffes die Nachricht von dem Piraten gebracht, als der Prediger unwillkührlich die Hände faltete und der Doktor mechanisch mit der Hand in die Rocktaschen fuhr, um zu sehen, ob er sein Verbindzeug bei sich habe. Der Zahlmeister erbleichte sichtlich, denn er hatte große Furcht wegen seiner Rupien und Piaster, jener Allerweltsmünze, die man in den Seehäfen der ganzen bekannten Erde findet; aber der Muth kehrte ihm schnell zurück, als er sich zum Glück besann, daß er unter dem Schutze von einem halben hundert Kanonen segle. Daher gewann er bald seine gewöhnliche Heiterkeit wieder, die er immer zeigte, wenn er die Matrosen in der Stille schor, und die ihn also eigentlich niemals verließ, und sagte: „Nun, werthe Herren, jetzt kommt, denke ich, die Reihe an Euch. Ists auch nur ein armseliger Seeräuber, in dessen Kielwasser wir jetzt einlaufen, so denke ich doch, er wird sich eine Zeitlang zur Wehre setzen, und es geht ohne zerschlagene Köpfe, oder zerbrochene Arme und Beine nicht ab. Machts

nur gescheut, Doktor, gerade so gescheut, als das Glas, das Ihr Euch eben zusammen gebraut, damit die armen Jungens hübsch schnell wieder genesen."

„Damit Ihr sie desto eher wieder rupfen könnt," meinte der Doktor mit schlauem Lächeln. „Wißt wohl aus Erfahrung, daß ein kranker Matrose keinen Branntwein und keinen Tabak braucht, auch in der Hängematte nicht so viel Kleider zerreißt, als Ihr ihm zur Last schreiben möchtet. Nun, zum Dank für die gute Bewirthung, die Ihr uns eben jetzt angedeihen lasset, will ich mein Bestes thun."

„Schon gut, Doktor!" entgegnete ganz ernsthaft der Zahlmeister, „und was Ihr bei dieser beschleunigten Kurmethode etwa einbüßen solltet an Kosten für verabreichte Pflaster und Latwergen, das machen wir auf eine andere Weise wett."

Diese Aeußerungen, im Tone des Scherzes hingeworfen, aber von beiden Seiten wahrscheinlich sehr ernsthaft gemeint, hatten den Zahlmeister und den Doktor in völlige Uebereinstimmung mit einander gebracht, und Beide wandten sich nun nach dem Prediger, der eben die letzten Tropfen seines Glases ausgeschlürft hatte und dichte Tabakswolken von sich blies.

„Euer Würden werden bei dieser Gelegenheit auch nicht leer ausgehen!" sagte der Zahlmeister; „denn ehe

das Gefecht beginnt, ist es Sitte, daß Ihr die Mannschaft mit einem herzstärkenden Gebete erquickt und ihnen ins Gewissen redet."

„Der Herr wird in mir Schwachen mächtig sein," entgegnete der Prediger und schlug die Augen andächtig zur Decke der Kajüte auf.

„Das ist er von jeher gewesen, Euer Würden," fiel der Doktor ihm in die Rede. „Und da Ihr selbst ein Redegewaltiger seid, so fiel die Sendung, die Ihr hattet, nur um so glorreicher aus. Niemals aber war sie es in einem solchen Maße wie heute. Fällt nun, wie nicht zu bezweifeln ist, dieses Piratenschiff in unsere Hände, so machen wir eine Menge Gefangene, die sammt und sonders — mit Verlaub vor Eure Würden sei es gesagt — wahre Teufelsbraten sind."

„Nichts als Beliale und Beelzebubs, Vettern von Leviathan und Lucifer!" brummte der Zahlmeister. „Kerle, die, wenn sie bei mir in die Kajüte treten könnten, die eine Hand nach meiner Gurgel und die andere nach meiner Geldkiste ausstrecken würden."

„Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes, so wird Euch das Uebrige Alles zufallen!" sagte der Geistliche.

„Teufel auch! — mit Vergunst, Euer Würden! — Was kann mir das helfen! Ihr Herren habt gut reden von dem Reiche Gottes, sintemal alle Eure Domainen

darin liegen. Ich sündiger Kerl aber habe dort nichts zu suchen, darum halte ich es mit dem Irdischen, und will es so fest halten, daß es mir Keiner entreißen soll, wenn er nicht die Fäuste Simson's hat." Dabei streckte er die Arme von sich und ballte die Faust, als wären bereits ein Dutzend Piraten im Anzuge, mit denen er sich zu boxen hätte.

In diesem Augenblicke hallte vom Bord der Fregatte ein Schuß über das Verdeck hin.

„Da haben wir's!" schrie der Zahlmeister.

„An unser Werk, Leute!" rief der Doktor.

„Ich bete gläubig zu Ihm!" seufzte der Geistliche, indem er die Hände zu falten sich bestrebte, was bei dem heftigen Zittern, das ihn ergriff, nur sehr unvollkommen zu bewerkstelligen war.

Der Zahlmeister setzte sich mechanisch auf die Kiste, der sein „Wohl und Weh" anvertraut war, der Doktor schoß nach dem Lazareth, wo er seine Gehülfen mit lautem Fluche begrüßte, der Geistliche aber ging, wie er sich ausdrückte, „in sein Kämmerlein," um für die Ungläubigen zu beten, die eines schmählichen Todes sterben müßten.

Da fiel ein zweiter Schuß, und Alle, die sich noch in den untern Schiffsräumen befanden, eilten, wenn sie nicht der Dienst fesselte, auf das Verdeck, um Zeugen der neuesten Ereignisse zu sein.

Die Fregatte hatte alle ihre Linnen bei, und rasete mit Vogelschnelle durch die aufschäumenden Wellen. Der Seeräuber war ihnen bereits so nahe, daß die Kanonen der Fregatte nicht ohne Wirkung blieben; die beiden ersten vom Vorderdeck abgefeuerten Schüsse hatten in dem Takelwerk des Piratenschooners eine nicht geringe Verwirrung angerichtet. Ein dritter, wohlgerichteter Schuß fiel in diesem Augenblicke und die Stenge des Schooners stürzte mit lautem Gekrach auf das Verdeck. Ihr Sturz wurde von der Mannschaft der Fregatte mit jauchzendem Hurrah begrüßt.

Aber auch am Bord des Schooners waren keine müßigen Hände, und flinke Matrosen waren bereit, um den angerichteten Schaden wieder auszugleichen. Es wimmelte in den Wanten, und in rascher Eile schwebte bereits eine neue Stenge empor.

„Verdammt schnell zur Hand am Bord dieses Hundes!" sagte der Capitain zu seinem ersten Lieutenant. „Aber laßt jetzt nicht feuern! Ehe er seine Stenge aufgebracht hat und alle seine Segel setzen kann sind wir in seinem Luf, und dann bohrt ihn eine glatte Lage in den Grund! Hollah, junger Herr, was gibt es?"

Der Cadet an den diese letzten Worte gerichtet waren, verbeugte sich militairisch und sagte: „Der Udkiekmann im Vortopp läßt dem Herrn Capitain mel=

den, daß Land in Sicht ist. Es liegt gerade vor dem Bugspriet!“

„Land! Was? Ist der Udkiekmann bei Sinnen? Wo käme hier Land her?“

„Nicht unmöglich, Herr, mit Vergunst!“ entgegnete der Lieutenant, da der Cadet sich nicht getraute, auf die indirekte Frage seines Capitains etwas zu entgegnen. „Ihr wißt, wie ungenau die Karten sind, die wir von diesen Gewässern besitzen. Es liegt hier manch einzelne Insel zerstreut umher, welche diese Piraten wohl kennen und dort willkommene Zuflucht finden. Deßhalb wäre es für unsre Schiffahrt von großem Heile, wenn wir diese Raubnester, wo sie vollständige Niederlagen errichtet haben, in unsere Gewalt bekämen.“

„Wir wollen unser Bestes thun, Herr, und nicht nachlassen, bis wir unsern Zweck erreicht! Hollah, wo ist das Land? Bringt mir das Glas! Richtig! da haben wir es vor uns! Seht Ihr auch hin, Lieutenant! — He! Segelmeister! Laßt einen halben Strich mehr anlufen und gebt den Brassen einen Schrick an Backbord! Den Rufer her! Wir sind nahe genug, um den Kerl zu preien! Die Kanonen klar, und laßt die Soldaten mit den Büchsen bei der Hand sein; sie können manchen der verwegenen Bursche mit Leichtigkeit aus den Wanten und von den Raaen herunter holen!“

Das befohlene Segel-Manöver ward ausgeführt, und die Fregatte schoß seitlängs von dem Schooner. „Ergebt Euch!“ rief der Capitain. „Streicht sogleich Eure Segel, oder ich bohre Euch in den Grund!“.

Ein dumpfes, verworrenes Geschrei war die Antwort, welche die Mannschaft des Schooners auf diese Aufforderung ertheilte; ein junger, kühnblickender Mann aber, der am Bord des Piratenschiffes den Oberbefehl führte, schwang sich auf die Galerie, legte die Büchse an und drückte ab. Er hatte, trotz der Eile, so gut gezielt, daß die Kugel dicht an dem Kopfe des Capitains vorüber sauste, und dieser unwillkührlich einen Schritt seitwärts trat. „Hund von einem Piraten!“ rief er vor Wuth schäumend, und seinem Winke gehorchend, entluden sich die Steuerbords-Kanonen, das Schiff zitterte vom Kiel zum Topp, und zwischen beiden Schiffen wallte einen Augenblick lang eine undurchdringliche Dampfwolke. Aber die Kanonen der Fregatte, allzuhoch gerichtet, flogen über das Verdeck des Schooners hin, ohne erheblichen Schaden zu verursachen. Zu gleicher Zeit feuerte dieser seine vier Steuerbordsstücke ab, und diese waren so trefflich gerichtet, daß die Kugeln in die Wasserlinie der Fregatte einschlugen und an deren Bord einen Augenblick hindurch eine leichte Verwirrung hervorbrachten. Mit der unbegreiflichen

Keckheit eines Piraten, der mit einem Wurfe Alles auf das Spiel setzt, lufte der Schooner so hart an den Wind, daß er der Fregatte ganz nahe kam, und die zweite Lage des Staats=Schiffes eben so wirkungslos über sein Deck hinsauste. Die Scharfschützen des Piraten brauchten wacker ihre Büchsen, und mancher Mann stürzte auf dem Deck des Orlogsschiffes nieder, um in das Lazareth des Doktors getragen zu werden.

„Verdammt dieser Hund! der uns höhnt und mir meine besten Leute aus seinem Hinterhalte niederschießt!" rief der Capitain, der immer auf der Galerie stand, nicht achtend der Kugeln, die um ihn her sausten, und selbst dann seinen Posten nicht verlassen wollte, als eine Kugel seinen Arm traf. Einer der Gehülfen des Doktors mußte kommen und ihn verbinden.

Es begann nun eine seltsame Jagd, welche die Piraten mit großem Behagen fortzusetzen schienen. Das leichtgebaute Fahrzeug ließ sich leicht regieren, und ohne Anstrengung machte es drei Wendungen, bevor der riesige Rumpf der Fregatte nur eine vollführte. Dabei drängte der Pirat sich immer mehr in die Nähe des Orlogsmannes, so daß dessen Schüsse, wie niedrig er auch seine Kanonen richten mochte, stets wirkungslos blieben.

„Ein Ende muß diesem unwürdigen Spiel gemacht

werden!“ sprach der Capitain entschlossen und rief den Segelmeister zu sich heran, ihm seine Befehle ertheilend. Es galt den Schooner zu übersegeln und zu entern. Stolz fiel die Fregatte vor dem Winde ab; aber der Schooner, der bis zu diesem Moment stets das Widerspiel des Staats-Schiffes gewesen war, harmonirte jetzt mit ihm, und nachdem er noch seine Eisenkugeln in den eichenen Bug jenes stolzen Fahrzeuges gesendet hatte, flog er dahin und hielt dem Lande zu, das jetzt in immer stärkeren Umrissen aus der See auftauchte.

Da flog eine Kugel aus der Büchse des Piraten-Hauptmanns nach dem Quarterdeck der Fregatte; ein leiser Ruf des Schmerzes, die hohe Gestalt des Capitains schwankte, und dieser stürzte, zum Tode getroffen, zusammen. Ein weitschallendes Siegesgeschrei ertönte am Bord des Räuberschiffes, während auf der Fregatte maßlose Verwirrung herrschte und für einen Augenblick alle Bande der Ordnung aufgelöst schienen.

Der Capitain erhob das Haupt und sagte sterbend: „Laßt nicht nach! Verfolgt ihn und zerstört sein Raubnest! Feuer! Angeluft!“

Aber in diesem Augenblicke trat eine Veränderung des Wetters ein. Der Wind ließ beträchtlich nach. Die Fregatte, welche bei einer starken Kühlte wie ein Pfeil

dahinschoß, machte bei einer leichten Brise nur eine mäßige Fahrt. Dann aber füllten sich die leichten Segel des Schooners, und dieser flog rasch wie eine Wetterwolke über die Wellen hin. So ward jetzt die Distanz zwischen den beiden Schiffen immer größer, und als Capitain Heentz seinen letzten Athemzug that, hatte der Schooner einen solchen Vorsprung gewonnen, daß die Jagd noch nicht so bald als beendigt angesehen werden durfte.

Sechstes Kapitel.

Eine Windstille ist nur zu oft der Vorbote eines nahen Sturmes. Die Fregatte wurde von einem solchen bedroht. Alles am Bord derselben war hocherfreut; denn dann würde ihr herrliches Schiff leicht alle die Kraft und Schnelle entwickeln, die ihm eigen, und den Schooner erreichen, der weit voraus war und sich bereits in der Nähe des Landes befand. Dieses trat mächtig aus der See hervor, und die hohen starren Felsmassen gränzten scharf gegen die leichtbewegte, krystallene Fluth und den lichtklaren Himmel ab. Die Gipfel der Felsen waren mit glänzendem Sonnenlichte gekrönt, während ihr Fuß von einem weithin leuchtenden Gürtel der aufschäumenden Brandung umschlossen war.

„Gebt Ihr Acht," sagte der erste Lieutenant, der jetzt das Commando übernommen hatte, zu seinem Genossen im Range, „gebt Ihr Acht, wir entdecken hier ein ganzes Raubnest. Mit einer wahrhaften Begier sehne ich mich nach der Stunde, da ich, mit dem Säbel in der Hand, auf die Räuber eindringen und unsern Freund rächen kann, der auf eine so niederträchtige Art um's Leben kam."

„Es ist kein Mann an Bord," entgegnete der Nächstcommandirende, „der nicht eine gleiche Gesinnung mit Euch theilt, und ich darf mich wohl als den ersten bezeichnen. Aber erst muß jener Hund in unserer Gewalt sein, und wie mich dünkt, wird dies noch manche Anstrengung kosten. Bitte Euch, werft einen Blick krahnbalksweise voraus. Liegt der Kerl nicht so nahe dem Felsen, daß man glauben müßte, er sei darauf festgerathen? Und doch schwankt er hin und her; er dringt sichtlich vor, und es wird nicht lange währen, so ist er ganz dahinter verschwunden. Ihr seht, er muß hier gut Bescheid wissen, und auf's Gerathewohl können wir ihn nicht so nahe unter Land verfolgen, da er uns schwerlich einen Lootsen an Bord senden wird."

„Dann denken wir an unsere Böte, Herr, die wir unter dem Schutze unserer Kanonen entsenden!" sagte der Befehlshaber.

„Ich erbitte mir die Gunst von Euch, das erste derselben befehligen zu dürfen!" antwortete Jener. „Aber es will mich bedünken, als ob bis dahin noch manche Schwierigkeit zu überwinden sein wird. Ihr seht, wie das Gewölk unheilverkündend sich über uns zusammenzieht! Weit hinaus kocht die See, und die Vögel, aus ihren Felsennestern aufgescheucht, schwirren unruhig umher. Wird unser Schiff sich auf diesem Platze behaupten können? Wir liegen im Lee dieser verdammten Klippen, und es darf nur eine falsche Strömung...."

„Ihr seht Gespenster Herr, am hellen lichten Tage!" entgegnete der Höchstcommandirende, gereizt darüber, daß er auf Etwas aufmerksam gemacht wurde, was er billig zuerst hätte bedenken sollen. Aber rasch war der leichte Unmuth verflogen und er wandte sich freundlich zu dem bewährten Kampf- und Sturmgenossen: „Gern erkenne ich Euren Scharfblick an und ehre Eure Erfahrung! Lieber sei etwas unnütz gethan worden, als etwas Nothwendiges versäumt. Trefft daher alle Anstalten, das Schiff so viel als möglich vor einem plötzlichen Ausbruch des Sturmes sicher zu stellen, und laßt die Senkbleie bei der Hand sein, um sie nöthigenfalls gebrauchen zu können."

Diese Befehle wurden buchstäblich erfüllt. Alles leichte Segelwerk verschwand von den Raaen und Sta-

gen; die leichten Stengen wurden gestrichen und in die Toppsegel ein Reff gelegt. Also ausgerüstet konnte die Fregatte ruhig dem Ausbruche des Sturmes entgegen sehen, und die Decksgasten trafen die nöthigen Vorkehrungen, um die Böte aussetzen zu können und mit den nothwendigen Waffen zu beladen. Die Vortoppmänner sahen auf das bunte Treiben herab und machten ihre Glossen; denn die eines Orlogsmannes halten sich stets für die Auserwählten am Bord, und glauben ein Recht zu haben, die Handlungen ihrer Genossen mit kritischen Blicken zu mustern und zu bespötteln.

„Gebt Acht!" sagte der Vortoppmeister in fröhlicher Laune, „es dauert nicht lange, so hat sich der dicke Haarlemer da unten die Gientakel um den eignen fetten Hals geschlungen und läßt sich statt der Barkasse über Bord setzen! Wenn Gerechtigkeit zwischen unseren Planken wäre, so müßte der Hochbootsmann mir den Kerl heraufschicken, um vier Wochen lang auf der Raa reiten zu lernen. Sage Euch, wollte den Kerl so schulen, daß er ohne Zaum und Zeug — wie sie es bei uns auf den Heldern nennen — manövriren sollte."

„Thust es viel mit dem Munde, Berend!" sagte sein Maat, der ihm zunächst stand. „Hast Dich auch verwogen, den neuen Deutschen, den wir von dem

„Kaiman“ herübergenommen haben, tüchtig zu salzen und zu pfeffern, da Du doch Gott danken magst, daß er Dich selbst ungeschoren läßt. Ein Vortopp=Capitain ist auch nicht alle Welt werth und muß eine Zurechtweisung hinnehmen, wenn er Dummheiten macht; das hat Dir der Emanuel noch gestern gezeigt.“

„Die Pest über diesen Emanuel,“ entgegnete der Vortopp=Capitain erbost, „der seine Nase in Alles steckt, und sich bei dieser Gelegenheit den Schnupfen holen wird. Bei alledem ist er ein tüchtiger Seemann, aber ein vorlauter Bursche, der das Gehorchen nur vom Hörensagen kennt, Alles vorweg nimmt und Alles besser weiß. Kurzum, ein Kerl, dem ich ehestens ein Bein stelle, wenn er noch einmal nach seinem Kopfe zu Werke geht.“

Bei diesen Worten schaute er um sich her und gewahrte Emanuel, der im Begriff war, sich mit einem Marlpfriem und etwas Benzelwerk auf das Eselshooft zu schwingen: „Hollah Du! Wohin?“

„Die Racktalje hat sich gelöst, und ich will sie befestigen!“ antwortete ruhig der Deutsche.

„Wer hat es Dich geheißen?“

„Niemand! Aber wenn es nicht gleich geschieht, kann es kommen, daß die Raa auf das Verdeck niedertanzt, wenn das Unwetter losbricht, wie ich meine.“

„Du meinst immer da, wo Du nichts zu meinen hast! Sieh zu, daß Du nicht eher auf das Verdeck niedertanzest, als die Raa! Stecke Deinen Marlpfriem ein, und lege die Benzel dahin, wo Du sie genommen hast. Wenn Du gebraucht wirst, sollst Du gerufen werden.“

„Es ist gut so!“ antwortete Emanuel gelassen. „Aber ein Vortopp-Capitain, meine ich, sollte von selbst wissen, welche Art von Champhilung auf seinem Topp sich ereignen.“

Der Vortoppmeister hätte unstreitig klüger gethan, sich von den Mängeln zu unterrichten, die seiner Raa Gefahr drohten; aber zornig gemacht durch den öffentlichen Verweis, den er von seinem Untergebenen empfing, stürzte er sich auf diesen und hätte die vorhin ausgestoßene Drohung, ihn auf das Verdeck hinabzuwerfen, wahrscheinlich erfüllt, wenn er nicht von den Uebrigen zurückgehalten worden wäre.

Keiner von ihnen hatte während dieses Streites auf die Dinge umher geachtet, und die ganze Mannschaft des Vortopps gerieth in eine nicht geringe Verwirrung, als der Sturm jetzt plötzlich losbrach, die Fregatte seitwärts überholte, und nicht sogleich im Stande war, sich wieder aufzurichten. Die Männer griffen so schnell zu, als nur immer möglich, um irgend ein Tau zu erhaschen, das sie hielt. Nur der Vortopp-Capitain hatte vollends das

Gleichgewicht verloren, und stürzte rücklings aus der Mars in die offne See. Mit verstärkter Wuth setzte sich zur selben Zeit der Wind in die Segel. Die Racktaljes der Vormarsraa rissen, die laufenden Taue waren nicht stark genug zu widerstehen, und die ganze Last des Segels stürzte mit donnerndem Getöse auf das Verdeck herab.

Die Verwirrung, welche in Folge dieser theilweise nicht geahnten Ereignisse auf dem Deck der Fregatte herrschte, war außerordentlich. Die Stimmen der Commandirenden und die Pfeifen der Bootsmannsmaaten schallten wild durch einander. Die Cadeten rannten von hinten nach vorn und wieder zurück.

„Mann über Bord!" riefen mehr als hundert Stimmen zugleich, und der Segelmeister gab rasch den Befehl, beizulegen und das Boot auszusetzen; aber das Schiff, niedergehalten von der Gewalt des Sturmes, wollte dem Steuer nicht gehorchen; es rasete wie ein scheues Roß, das seinen Reiter zu Boden warf, durch die tosenden Wellen, und weit dahinten war schon der Vortopp-Capitain längst hinabgerissen von der empörten Flut oder von dem lauernden Hai gewürgt, ehe das Schiff auch nur um einen viertel Strich anlufte.

„Dahin! dahin!" rief Theiß, der Maat des verunglückten Vortopp-Capitains, und sein Nachfolger in

dieser Würde, indem er seine Genossen ermahnte, frisch Hand an's Werk zu legen. Emanuel aber sagte: „Ich habe es ihm verheißen!" dann ging er hin und griff zum Werk, an der Stelle, welche die gefährlichste war.

Als es endlich den Officieren nach vielen vergeblichen Anstrengungen gelungen war, die Steuerkraft des Schiffes zu erzwingen, um dasselbe von seinem Falle wieder aufzurichten, entdeckten sie mit erbleichendem Staunen, daß sie von einem pfeilschnellen Stromzuge erfaßt waren, dem sie nicht mehr zu entrinnen vermochten, und der sie mit wüthender Schnelle dem Lande und der Brandung zutrieb, deren weißer Gischt hoch emporspritzte, während ihr wildes Tosen sich mit dem Rollen des Donners und dem Pfeifen des Sturmes mischte.

„Hurrah, Ihr Männer!" scholl die Stimme des Commandirenden durch den Rufer über das Verdeck hin, „greift fest an und sucht das Schiff durch den Wind zu bringen. Hurrah, alle Mann, Hurrah! Hurrah!"

Aber vergeblich waren die übermenschlichen Anstrengungen, welche sowohl von den Officieren als den Matrosen gemacht wurden. Die Nacht hatte sich rabenschwarz herabgesenkt auf die gährende See, die Wolken hingen fast so tief, daß sie die Spitzen der Maste zu

berühren schienen, und das Auge in der undurchdringlichen Nacht nichts erspähte, als das Aufleuchten der Brandung, wenn sie sich mit wildem Gebrüll über die Klippen stürzte.

„Backbord das Steuer! Hart Backbord!" rief des Lieutenants Stimme, als plötzlich vor seinen Blicken ein Kranz dräuender Felssteine nahe vor dem Schiffe auftauchte; aber ehe dasselbe diesem Druck des Steuers gehorchte, hatte es jene verhängnißvolle Stelle schon erreicht und stieß mit solcher Gewalt gegen die eiserne Wand, daß der Vordersteven absprang, das Bugspriet sich neigte und der Fockmast nach einigem heftigen Schwanken über Bord stürzte. Dies Alles geschah so rasch, so unvorhergesehen, daß die Toppgasten nicht alle im Stande waren, sich selbst in Sicherheit zu bringen; Theiß und Emanuel fielen mitsammt dem Mast über Bord und wurden von der Brandung fortgerissen.

„Es ist Alles vorbei!" flüsterte der zweite Lieutenant seinem Befehlshaber zu. „Nichts rettet dieses Schiff vom Untergange, und anstatt die Piraten zu bezwingen, fallen wir in ihre Hände."

„Nicht lebend!" entgegnete Jener.

„Das versteht sich von selbst. Jeder brave Niederländer ist darüber einig, daß er lieber mit dem Säbel in der Hand fällt, als von solchen Hunden Pardon

nimmt. Aber wir lassen dies Schiff zurück. Wenn auch ein Wrack, ist es doch immer ein Fahrzeug, mit unserer heiligen Flagge geschmückt. Sollen sie ihren Spott damit treiben oder gar, was sie hier finden, zu fluchwürdigen Zwecken verwenden? Das kommt uns nicht in den Sinn; vielmehr müssen wir es ihnen mit Anstrengung unserer letzten Kräfte entreißen, oder . . . ."

„Versteh' ich Euch?"

„Das Leben ist herrlich und wir sind jung. Aber auch der Tod ist rühmenswerth, wenn man für eine gute Sache fällt. Nur sind wir es nicht allein, die fallen; wir opfern auch das Leben Derer, die uns anvertraut wurden; darum laßt uns noch ein Mal versuchen, zu entrinnen."

Auf's Neue flogen Befehle über das Schiff; auf's Neue reiheten sich Alle willig um ihre Führer, aber vergebens; das Schiff saß zwischen den Felsen festgekeilt, während die Wellen von allen Seiten darüber hinraseten und eine Planke nach der andern abrissen.

Erschöpft ließen Alle ab. Die beiden Officiere beriefen die Mannschaft auf das Quarterdeck und traten in ihre Mitte: „Ein außergewöhnliches Ereigniß erfordert auch ein außergewöhnliches Benehmen. Gebt also Antwort, Ihr Männer, ob Ihr überzeugt seid, daß wir bis dahin unsere Pflicht gethan?"

„Ja!"

„Glaubt Ihr, daß noch irgend etwas zu thun übrig bleibt, was wir nicht versucht hätten, um dies Schiff aus seiner bedrängten Lage zu retten und für den Dienst Seiner Majestät zu erhalten, so redet!"

Alles blieb stumm.

„So glaubt Ihr mit uns, daß dieses Schiff unrettbar verloren ist und zu Grunde gehen muß?"

„Ja!"

„Dann fällt das Gut des Staats in die Hände der Räuber, und wir mit ihm; denn nicht Jedem von uns wird es vergönnt sein, im Kampfe mit ihnen zu fallen. Wer zieht ein ehrloses Leben einem glorreichen Tode vor? Er sage es frei, und ungehindert suche er sich mit dem Boote zu retten!"

Keiner trat hervor; keiner sprach ein Wort.

„So fallen wir als redliche Männer! Lebt wohl, Kameraden! Kniet mit mir hin und empfehlt in einem letzten Gebete Gott Eure unsterbliche Seele."

Die Matrosen beteten. Einer der Officiere blieb zurück bei ihnen; der andere eilte unter Deck. Nach einer Weile hörte man einen Pistolenschuß.

„Es ist so weit!" rief der Decksofficier. „Hurrah! Es leben die General=Staaten! Es leben . . . ."

Ein lautes, donnerähnliches Getöse erscholl; von allen

Seiten zugleich barst das Schiff aus einander; eine hohe Feuersäule stieg kerzengerade in die Luft. Die stolze Fregatte „Schelde" war vernichtet, und Keiner von ihrer heldenmüthigen Besatzung blieb zurück, um die Kunde davon in das ferne Vaterland zu tragen.

Siebentes Kapitel.

Ein heiterer Morgen brach an. Noch war die See wild aufgeregt von den Stürmen des vergangenen Tages und peitschte ihre Wogen über die vielfachen Klippen und Untiefen hinweg, an die steilen Felswände, welche das Eiland der Piraten bildeten. Und diese Felsen lagen so still und ruhig im Sonnenglanze da, als wären sie vom Urbeginn nur Zeuge von den edlen Thaten glücklicher Menschen gewesen. Wer sich zuerst dieser Insel, selbst bei ruhiger See und schwacher Brise nahte, konnte nicht wohl begreifen, wie man einen Zugang finden wolle; denn weit um die Insel starrten Klippen ohne Zahl aus dem Wasser, dazwischen lagen wieder Sandbänke oder Untiefen, während sich durch das Ganze ein schäumender Maalstrom schlängelte, und es bedurfte der Erfahrung eines halben Lebens dazu, um sich durch diese Hindernisse einen Weg zu bahnen.

Auch war der Zugang zu der Insel, die ungefähr den Flächenraum einer Meile hatte, nur von der Westseite möglich, und zwar von der entgegengesetzten Richtung, von wo die Fregatte ansegelte. Die Piraten konnten bei der genauen Kenntniß des Fahrwassers, während des ausbrechenden Sturmes die Umschiffung der Insel wagen und durch den schmalen Canal steuern, der aus dem Bereiche der tausendfachen Hindernisse in eine enge, aber überaus sichere Bucht führte, die den doppelten Vortheil hatte, daß kein Sturm die darin lagernden Schiffe belästigen und kein menschliches Auge sie irgend von außen erspähen konnte.

Die Insel hatte zwei der wichtigsten Bedürfnisse des Lebens im Ueberfluß: reichliches Brenn- und Bauholz und viele Quellen süßen Wassers. Sonst aber fand sich nichts auf derselben vor, und Alles, was irgend zum Leben nöthig war, mußten die Piraten von ihren Raubzügen mit hierher bringen.

Ein rascher Ueberblick zeigte, daß sie hierin das Mögliche geleistet hatten. Hart am Strande, gegen die starre Felsenwand gelehnt, erhoben sich mehrere große Magazine, in welchen Alles aufbewahrt ward, was irgend die Menschen erfreuen oder ihnen nothwendig sein kann. Was zur Ausrüstung eines Schiffes an Tau- und Segelwerk und an Munition, was für die Pro-

viantkammer und die Kellerei gebraucht wurde, fand sich nicht allein in großer Fülle hier beisammen, sondern auch die feineren Bedürfnisse waren berücksichtigt. Wer ihrer bedurfte fand hier eine Garderobe vor, von der leinenen Matrosenjacke bis zum seidenen Kaftan des stolzen Rajahs. Unweit hiervon standen einzelne Häuser, worin die Männer wohnten, welche diese Magazine verwalteten die den auszurüstenden Schiffen den nöthigen Vorrath auslieferten, die neu zugeführten Gegenstände in Empfang nahmen, welche ihnen von anderer Seite zugebracht wurden, und den Kameraden, die von einem langen Streifzuge heimkehrten, eine gastliche Aufnahme bereiteten. Zu dem Ende standen, etwas tiefer in das Land hinein, längs einem klaren Bächlein, als auf dem einzigen steinlosen Flecken der ganzen Insel, eine Reihe von Baraken, die Denjenigen zur Wohnung dienten, die gekommen waren, um auf der Insel auszuruhen.

Eine solche Aufnahme bereitete man eben jetzt der Mannschaft jenes Fahrzeuges, das so glücklich der Verfolgung der Fregatte entgangen war. Diese war bis auf den letzten Stumpf vertilgt und ihre Besatzung in das kalte Wassergrab versunken; noch hatte man keine Kunde davon, ob Einer derselben sich gerettet. Während Alles in den Baraken wohnlich gemacht wurde und große

Feuer angezündet waren, um die Mahlzeit herzurichten, saßen die Piraten gruppenweise am Strande und schenkten fleißig aus den Fässern und Schläuchen ein, welche aus den Niederlagen für sie herbeigeschafft waren.

Der Hauptmann saß auf einem umgestürzten Ankerboje, an einer Krümmung des Baches, von wo aus er die Aussicht auf die rings eingeschlossene Bai hatte. In der Mitte derselben lag das schwarze Piratenschiff „der Neger,“ und so ruhig war, trotz der draußen stürmenden See, die Flut, daß man das Spiegelbild des Schiffes, von der Wasserlinie an bis zur Wimpel auf dem Toppmaste, in derselben erblicken konnte. Der Anker war zwar über Bord gelassen und das Tau durch die Klüse gesteckt, aber so gering war die Strombewegung in dieser Bucht, daß sie dasselbe nicht straff zu ziehen vermochte. Auch war Keiner von der Besatzung am Bord zurückgeblieben, und nur zwei jener großen schwarzen Bluthunde, wie man sie in den südamerikanischen Waldungen findet, gingen bellend auf dem Verdecke hin und her.

„Das war ein Zug!“ jauchzte der Hauptmann und griff zur Kanne. „Eine Staats-Fregatte rannte sich die Stirn ein, und alle schmucke Uniformen sammt ihren Trägern sind in den Abgrund versunken. Ist keine weitere Nachricht da, die Strandung betreffend? Was sagen die ausgesendeten Männer?“

Ein gebräunter Seemann mit einem hölzernen Beine trat zu seinem Chef: „Noch sind bei weitem nicht Alle zurück, und Mehrere werden unverrichteter Sache wieder umkehren; denn im Norden und Osten ist in diesem Augenblicke die Brandung noch so heftig, daß ein Boot sich nicht in dieselbe hineinwagen darf. Auch können wir nicht am Strande selbst recognosciren, denn die überstürzenden Seeen reißen jeden Wagehals mit sich in die Tiefe. Auf diese Weise haben wir schon zwei unserer besten jungen Leute vor einer Stunde eingebüßt."

Dem Hauptmann schwoll die Stirnader vor Zorn: „Für diese Botschaft sollte ich dich peitschen lassen. Was? Zwei der besten jungen Männer? Wir haben auch einen solchen Ueberfluß an gesunden Burschen, daß wir sie auf diese Weise hingeben können. Zwei diesen Morgen! Und die Fregatte knallte mir deren vierzehn von dem Deck und den Raaen herunter. Bei dem Allen hat der Teufel das schmucke Schiff geholt und wir sind geborgen! Ein schöner Sieg! Der Beute nicht zu gedenken, die uns werden muß, wenn sich morgen die See beruhigt hat. Schafft nur Alles recht zeitig herbei, was zu einem solchen Fischfange nöthig ist! — Nochmals die Kanne gefüllt! Der Wein ist gut! Gehörte einem schmucken Franzmanne, der sich

nicht wenig auf seine mit Silber eingelegten Pistolen zu Gute that, und wie vortrefflich er damit schießen könne. Und doch versagten sie, als er mir gegenüberstand, weil sein Kammerdiener, der in meinem Solde war, die Schüsse vorher herausgezogen hatte."

„Das war gut!" brüllte das Chor.

„Nun, er hat auch seinen Lohn dafür bekommen. Als der Franzmann gefallen war und ich den Gurt ihm lösete, worin er eine so große Summe Geldes bewahrte, schüttelte ich die schönen Doublonen auf einen Haufen und der Kammerdiener sah mit begehrlichen Blicken nach mir herüber. Aha! Guter Freund! rief ich ihm zu, du fürchtest wohl bei diesem Geschäfte zu kurz zu kommen? Unbesorgt; Dir gebührt die Hälfte des Gewinnstes und der soll Dir ungeschmälert zu Theil werden."

„Den Teufel auch, Hauptmann!" eiferte einer der Piraten. „Ein solcher Hund muß sich mit weniger als dem Halbscheid begnügen."

„Ich bestand darauf," fuhr der Hauptmann fort, „daß er die Hälfte haben sollte, und der Kerl schmunzelte nicht wenig, denn er hatte selbst eine solche Großmuth von mir nicht gehofft, und schien den Augenblick der Theilung nicht erwarten zu können. Hier, Kamerad, sagte ich, indem ich die Doublonen in meinen

Sack schob, das ist meine Hälfte, und deine ist dies! Damit schlang ich ihm den ledernen Gurt um den Hals und würgte ihn bis er blau ward und die Zunge zum Halse herausstreckte, dann warf ich ihn über Bord."

Die Räuber lachten laut auf bei diesem Heldenstückchen ihres Capitains und einer der Piraten, der dem Anführer gegenüber saß, entgegnete laut: „Der Spaß ist etwas lange her, und seit einer Ewigkeit ist nichts geschehen, worüber man sich eine Stunde lang herrlich auslachen könnte. Wir greifen an, wir siegen und bringen unsere Beute oder uns selbst in Sicherheit; damit hat Alles ein Ende! Aber kein Mensch denkt daran, irgend einen lustigen Streich auszuführen, der von List und Gewandtheit zeigt und den Leuten noch hundert Jahre später etwas zu reden gibt. Große Erbärmlichkeit das, heut zu Tage!"

„So wollte ich Dir rathen, Dein Gehirn anzustrengen und uns mit Deinen listigen Einfällen zur Hand zu gehen!" unterbrach ihn der Hauptmann.

„Was? Ich?" entgegnete der Pirat. „Wo denkt Ihr hin? Ich habe nicht die geringste Ahnung davon, wie man solche Dinge anfängt. Aber deßhalb seid ohne Sorgen; es sollen Euch keine lustige Abenteuer fehlen; was ich nicht selbst erfinden kann, das lasse ich mir erfinden."

„Wie war das? Das läßt Du Dir erfinden!“ rief der Hauptmann. „Was ist das für ein verworrenes Gespinnst? Wickle es uns sogleich ab!“

„Nun, ich denke das wird bald erklärt sein!“ entgegnete der Pirat und brachte sich in eine behagliche Stellung. „Seit vierzehn Tagen bin ich erst hierher zurückgekehrt. Ihr hattet mich mit dem „Hinterhalt“ nach Batavia geschickt, damit ich spioniren solle, ob irgendwo etwas für uns zu machen sei. Bei dieser Arbeit kam ich nun an mehrere Orte und mit verschiedenen Menschen zusammen. Eines Tages gerieth ich auch mit einem Deutschen in Gesellschaft, der bewies mir große Achtung, denn er hielt mich für etwas Besonderes, weil ich meine Figur zu spielen wußte. Der Kerl war possirlich, nicht Fisch und nicht Fleisch; keine Spur von Seemann oder von einem Kaufherrn; noch weniger ein Pirat, und doch sah er gar schlau und pfiffig darein. Ich ließ uns also einen guten Trunk bringen, und der machte meinen guten Deutschen geschwätzig. Er erzählte mir, er sei seines Glaubens ein Schriftsteller, und als ich ihn fragte, was für ein Ding das sei, da ich bis jetzt nur von Vogelstellern gehört hatte, gab er zur Antwort, es sei dies eine ganz besondere Kunst, indem man aus Nichts die schönsten Abenteuer und Geschichten erfinde, die man aufschreibe und Bücher daraus machen lasse,

die dann für schweres Geld verkauft würden. Mir machte das großen Spaß, darum schenkte ich fleißig ein, und mein Deutscher, dem ein guter Schluck lange nicht vorgekommen sein mochte, trank viel und erzählte noch mehr. Er vertraute mir an, daß er zu den bessern Schriftstellern seines Landes gehöre, aber neidische Menschen hätten ihn verfolgt und er sei gezwungen worden, in die weite Welt zu gehen, wo, wie er gehofft hatte, der Himmel voller Geigen hinge, welches aber leider nicht eingetroffen sei, indem er hier wohl den Stoff zu Büchern finde, aber keine Leute, die sie drucken oder lesen wollten, und deßhalb müsse er mit allen seinen herrlichen Erfindungen verhungern. Das fuhr mir durch den Kopf und ich sagte zu mir selbst: Hollah, Pieter! da wäre etwas zu machen; für Dich, für den Hauptmann und für uns Alle! Ich wandte mich also an den Herrn Schriftsteller, der mit großer Betrübniß in sein leeres Glas guckte, füllte es ihm auf's Neue und fragte: ob er denn auch wohl für Andere etwas erfinden könne, und gesonnen sei, Abenteuer auf Abenteuer zu ersinnen, eines noch toller wie das andre, die dann von mir, oder sonstigen Leuten, ausgeführt werden könnten. Er schmunzelte und meinte, das sei seinerseits gar nicht so schwer, nur fürchtete er, ich und die übrigen Leute würden nicht die nöthige Routine haben, da wir es

nicht gewohnt wären, uns leicht und schriftlich auszudrücken. Da lachte ich laut auf und sagte, ich wäre nicht gesonnen, seine Einfälle aufzuschreiben, sondern er solle mir die Tollheiten angeben, ich wolle sie in Wirklichkeit ausführen, und nachher könne er noch immer ein Buch daraus machen. Das schien er zu begreifen; da er aber schon zu besoffen war, um noch viel Zusammenhängendes reden zu können, ließ ich ihn an Bord schleppen und brachte ihn mit hierher. Das ist das Ganze von dieser Geschichte, und wir haben nun einen Kerl auf der Insel, der uns lustige Streiche aushecken kann."

Die Piraten lachten aus vollem Halse und der Hauptmann rief: „Wo, zum Teufel, hast Du den Burschen? Geschwind, bringe ihn uns her!"

„Das kann geschehen!" entgegnete Pieter und pfiff überlaut: „Ich habe ihm schon die Signale beigebracht und er wird sogleich erscheinen."

In der That kam ein alter Seeräuber mit einem Männchen herbei, das zugleich Mitleid und Lachen erregte. Die hagere, ausgetrocknete Figur, in einem Anzuge, der aus zehn andern zusammengesetzt schien, das langgezogene Gesicht, halb von dem breiten Rande eines Strohhutes verdeckt, gewährte hinlänglichen Stoff zum Lachen; aber der wehmüthige Blick, der sich aus

den matten, grauen Augen stahl; das leise Zittern, welches ihn befiel, als er sich von diesen verwegenen Gestalten umringt sah; der Fieberfrost, der ihn schüttelte, als sie ihm mit rohem Gelächter entgegen wieherten; die Todesangst, die ihn ergriff, als er die blinkenden Waffen und die Mündungen der Kanonen sah, die am Strande aufgepflanzt waren, möchten wohl überall ein reges Mitleid hervorgerufen haben, ausgenommen unter diesen Räubern nicht, die von dem ersten Tage ihres Lebens, wo sie einen selbstständigen Schritt gethan, ihre Hände in Blut getaucht hatten.

„Wen haben wir hier?" rief der Hauptmann, einen stechenden Blick auf den Fremden werfend. „Ist das der Kerl, Pieter, den Du uns mitgebracht hast?"

„Er ist's!" entgegnete dieser, „und Ihr werdet sehen, daß es ein schnakischer Kerl ist, sobald er nur erst drei Worte gesprochen hat. Bitte Dich, mein guter Bursche, denke daran, daß jener Mann dort unser Aller Herr ist, und biege den steifen Rücken etwas, sonst wird er Dir gebogen."

Erschrocken neigte sich der Fremde bis zur Erde und verharrte in dieser Stellung, während der Hauptmann unter fortdauerndem Gelächter fragte: „Wie heißest Du und was stellst Du in dieser Welt vor?"

„Haltet zu Gnaden!" entgegnete Jener respektvoll,

„ich heiße Theophilus Werkstücker und bin in meiner berühmten Vaterstadt Leipzig zum Magister artium creirt worden."

„Das mag ein verwettertes Ding sein!" lachte der Hauptmann. „Nun denn, Herr Magister artium, Ihr habt erklärt, daß Ihr allerlei lustige Abenteuer erfinden könntet. So macht Euch denn parat, für uns in der Schnelle ein solches klar zu machen, damit wir es ausführen zu unserer Lust. Ihr sollt dafür gehalten werden, wie unser Einer und Euren Antheil an der Beute haben."

„Hochwohlgeborene Herren!" antwortete der Magister artium, „Ihr müßt nur entschuldigen, wenn ich aus Unkenntniß irgend Jemandem in dieser Gesellschaft den ihm gebührenden Titel vorenthalte, welches leicht geschehen kann, da ich von den hiesigen Verhältnissen so wenig unterrichtet bin."

„Kamerad Magister!" rief der Hauptmann lustig, „mit der Titulatur ist es bald geschehen! Am Bord der Schiffe Seiner niederländischen Majestät nennt man uns schlichtweg Candidaten für Galgen und Rad. Wir nennen uns freie Söhne des Meeres!"

„Ist es möglich!" sprach Theophilus Werkstücker und wagte einen freien Blick auf die Versammlung. „Ich wäre also nicht getäuscht worden, und lebe in einem jener Staaten freigeborner Männer, wie ich selbst in frühern Jahren einen geschildert . . . ."

„Oho!" rief der Hauptmann, „das ist gewiß einer von den bewußten Streichen. Geschwind heraus damit; dann wollen wir sehen, ob etwas für uns damit anzufangen ist."

„Dies müßte ich submissest den verehrten Herren selbst anheim geben," fuhr der Magister fort, „und kann nur sagen, daß jenes Buch, welches ich schrieb, und das mir, wie ich wohl sagen darf, einigen Ruf verschaffte, den Titel führte . . . ."

„Was Teufel!" unterbrach ihn der Hauptmann, „was seid Ihr für vornehmes Volk! Haben bei Euch denn sogar die Bücher einen Titel?"

„Ein solcher Titel ist, mit Eurer Genehmhaltung, so zu sagen, der Name des Buches, und das in Rede stehende hieß: Contarino Carnari, der rothe Seeräuber-König, oder die Schreckensnächte in den Lagunen!"

„Da habt Ihr's!" rief Pieter. „So ein Kerl ist mein Bursche da! Er macht Seeräuber-Könige, woran wir noch gar nicht gedacht haben, denn bisher waren wir Alle gleich. Und die Schreckensnächte gibt er mit in den Kauf. An dem nehmt Euch ein Beispiel, Hauptmann; er hat mir ein Paar von seinen Schwänken erzählt, die mir so gefallen haben, daß ich mir vor Lachen den Bauch halten mußte. In einer Viertelstunde vergießt der Kerl mehr Blut, als wir in einem Jahre."

Die Piraten lachten laut und der Magister wagte zu bemerken, daß sie sich im Irrthum befänden. Was man in Wahrheit Blutvergießen nenne, das habe er nie exercirt und kein Tropfen rothen Ichors sei durch ihn verspritzt worden. Er habe Erbarmen gefühlt mit der Fliege an der Wand und mit dem Schmetterling auf den Blumen. Was dagegen die Werke der Phantasie anlange . . . ."

„Halt da, mein Bursche!" unterbrach der Hauptmann den Autor, der eben jetzt in eine redselige Stimmung zu gerathen schien. „Was ist das für ein Kerl, den Ihr da Phannestin nennt? Phannestin heißt der Kerl? Ist es ein früherer Kamerad von Euch?"

„Ich muß abermals demüthigst bitten, mich zu entschuldigen, wenn ich einen Mißverstand verursacht habe," entgegnete der Magister. „Es ist die Phantasie weder ein Kerl, noch ein Bursche, mit dem man cordial Brüderschaft trinken kann; es ist vielmehr ein unsichtbares, nicht mit Händen zu greifendes, sondern nur mit dem Geiste zu fassendes Wesen, welches . . . ."

„Was!" schrie der Hauptmann. „Unsichtbares Wesen! Entweder ist der Mensch betrunken, oder er will uns zum Besten haben. Eines ist so schlimm wie das Andere, und man soll ihm ein Paar Dutzend mit der Katze überziehen, damit er anderes Sinnes wird und sich bescheiden lernt."

Der Magister wurde todesblaß, als sogleich mehrere Hände sich nach ihm ausstreckten, um den Befehl des Hauptmanns zu vollziehen, und gewiß würde die angedrohte Züchtigung vollzogen worden sein, wenn nicht die Aufmerksamkeit der Piraten in diesem Augenblicke auf einen andern Gegenstand gelenkt worden wäre.

Eine der ausgesendeten Strandwachen kam zurück und erschien vor dem Hauptmann.

„Was gibt's?" rief dieser.

„Wir haben den erhaltenen Befehl erfüllt, so weit er zu befolgen war!" antwortete der Führer der Wacht. „Die Wege am Strande sind wohl noch nicht zum Spazierengehen eingerichtet, aber mit etwas Entschlossenheit kann man doch an vielen Stellen von einer Klippe zur andern entern."

„Eure Schuldigkeit!" rief der Hauptmann. „Sorgt man im Kugelregen für Euch, ist's nicht mehr als billig, daß Ihr im Hafen für uns sorgt, wo nur für den Ungeschickten Gefahr ist. Was habt Ihr gefunden?"

„Eine Unzahl von Schiffstrümmern bedecken den Strand," entgegnete der Führer. „Die Brandung spielt bald damit Versteckens, bald wirft sie die schwersten Kniehölzer und das längste Spiehrenwerk wie Fangbälle in die Höhe. Der ist vom Glück gezeichnet, der ohne Regenschirm in diesem Holz- und Eisenregen umher-

läuft und doch ohne zerschmetterten Hirnschädel davonkommt."

„Vielleicht wäre Deinem dicken Hirnschädel mit einer solchen Trepanation mächtig gedient gewesen!" lachte der Hauptmann; „aber freilich muß es ein doppelter Palmenschaft mindestens sein, der seinen Weg in Deinen Kopf finden soll."

„Weiß nicht," erwiederte der Wachtmann trocken, „wie viel nöthig ist, um mir den Schädel einzuschlagen, wonach ich übrigens bis heute kein Verlangen trage. Was aber ein mäßiger, mit Eisen beschlagener Gienblock ausrichten kann, habe ich bei dem Spanier Rodriguez gesehen, der von allen seinen glänzenden Zähnen nicht einen übrig behalten hat, und seinen Mund wahrscheinlich nicht wieder aufmachen wird, um uns das ihm widerfahrene Leid zu klagen."

„Ist er todt?" rief der Hauptmann aufspringend.

„Weiß nicht gewiß," entgegnete der Wachtmann mit großem Gleichmuth. „Aber in Anbetracht, daß ihm der Gienblock den Kopf zerschlug, daß die Brandung ihn im Zurücktreten ergriff und ihn über die Klippen weg seewärts schleuderte, wo ein hungriger Hai sich sogleich um seine nähere Bekanntschaft bewarb, läßt sich sein Tod mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussetzen."

„Es räumt stark unter uns auf!" sagte der Hauptmann vor sich hin. „Fast kein Tag, wo nicht Einer zum Teufel fährt. Geräth einmal ein Orlogsschiff unversehrt in diese Bucht, ist es um uns geschehen. Wir schießen uns einander selbst nieder oder baumeln an ihren Raaen. Hat die Wache nichts weiter zu melden?"

„Doch, Herr! Noch Manches, was Ihr schon wüßtet, hättet Ihr nicht die gute Gewohnheit, mich stets zu unterbrechen. Als wir den Rodriguez los waren und keine Ursache fanden, auf einen zweiten Gienblock zu warten, sondern eiligst retirirten, sahen wir auch noch andere gute Dinge auf den Wellen umhertanzen, und wenn die See sich nur halbwege beruhigt, kann es uns nicht fehlen, wir müssen manches tüchtige Beutestück erwischen. Da war gleich zwischen zwei Klippen ein Rackfaß eingekeilt. Weiß der Satan, wie die See es gemacht hatte, es dort auf eine so verzwickte Weise zu befestigen, aber herauswaschen konnte sie es nicht wieder; sie keilte es vielmehr immer fester. Nun, wir setzten ein Röhrchen hinein und thaten einen gesegneten Zug. Als wir so im besten Trinken waren, wobei uns ungebetener Weise stets etwas Seewasser zwischen die Zähne kam, hörten wir ein Stöhnen über uns und gewahrten nun zwei Bursche, die sich mit beiden Armen an die glatten Steine hielten und jede Welle, die

ihnen über den Kopf stürzte, für die Nachtmütze ansahen, die ihnen der Tod über die Ohren zog. Es war erbärmlich und lustig zugleich, wie Beide so zwischen Himmel und Erde dahingen, wenn der flüchtige Sand, den die See uns unter die Füße spielt und wieder wegreißt, Erde heißen kann. Darum ließ ich sie auch erst ein wenig zappeln, und hatte meine Freude daran, wenn sie hin- und herschlenkerten, wie Fische, die man zum Trocknen aufhängt."

„Was sind's für Kerle?" fragte der Hauptmann ungeduldig.

„Zwei Toppgasten von der Besatzung der Fregatte, die sammt dem Fockmast über Bord fielen, lange vorher, ehe das Schiff in die Luft flog. Sie haben irgend ein Rundholz gefaßt, und sind damit dem Strande zugetrieben," antwortete der Wachtmann im rapportmäßigen Tone, dann aber setzte er in seiner Weise hinzu: „Weiß nicht, ob ich recht habe; aber es will mich bedünken, daß ein Paar Männer, die ganz allein von drei Hunderten aus solchem Unglück entrinnen, zu etwas Absonderlichem vorhanden sein müssen, darum habe ich sie auch nicht erschlagen, wie wir sonst mit allen Fremden thun, die sich diesem Schlupfwinkel nahen, sondern habe sie mit einem Zwieback und mit einem Zug aus dem Röhrchen erquickt, damit sie mit Anstand vor Euch

erscheinen können. Ein Paar Kerle, namentlich der eine! Käme er nicht mit dem Wappen der General-Staaten am Arm, man sollte ihn für den größten Strauchdieb halten."

„Bringe sie hierher!" entschied der Hauptmann.

Der Führer der Wacht ging und einer der Piraten trat zum Hauptmann: „Höre, ich warne Dich! Nimm nicht zu leicht fremdes Volk in unsern Bund auf und gib uns dadurch preis. Um ihr Leben zu retten, werden sie zu uns schwören, und bei der ersten Gelegenheit verrathen sie uns; denn ein Eid, den Räubern geleistet, bindet nicht die rechtlichen Männer. Laß uns die Kerle lieber gleich, ohne weitere Prozedur, an ein Paar Baumstämme binden und ein Scheibenschießen haben."

„Ich werde thun, was Rechtens!" entgegnete der Hauptmann, im höchsten Grade empfindlich über die empfangene Ermahnung; und aus Trotz fest entschlossen, das Gegentheil zu thun. „Dort kommen die Gesellen!"

Der Wachtmann führte die beiden Orlogsmänner vor, die Einzigen, die nach seiner und seiner Kameraden Aussage, von dem Bord der in die Luft geflogenen Fregatte entkommen wären, und die Seeräuber schlossen einen Kreis um sie, neugierig die Ankömmlinge betrachtend, und gespannt, was ihr Hauptmann für einen Beschluß fassen würde

Die beiden königlichen Matrosen waren von den überstandenen Strapatzen sehr angegriffen, aber doch suchten sie, so viel als möglich, ihre Kümmernisse zu beherrschen, um den Feinden, in deren Hände sie gefallen waren, nicht Gelegenheit zu geben, sie wegen ihrer Schwäche zu verhöhnen.

„Ihr seid Orlogsmatrosen?“ fragte das Haupt der Piraten, nachdem er sie einige Augenblicke scharf angesehen hatte.

„Ja!“

„Wie heißt Ihr?“

„Mein Name ist Theiß!“ sagte der Eine.

„Und ich heiße Emanuel!“ entgegnete der Andere. „Wir waren Vortoppgasten am Bord der Fregatte „Schelde.“ Als das Unwetter über uns kam, befand ich mich mit meinem Kameraden, in der Mars, um einen Versuch zu machen, die Stenge zu streichen, als das Schiff sich an Euren Klippen den Bug einrannte und der Mast mit uns über Bord stürzte. Was weiter mit uns vorgegangen ist, weiß ich nicht. Ich kann nur sagen, daß wir von einem tüchtigen Rundholz fortgetragen, bald die Besinnung verloren, und kaum die Augen aufgeschlagen hatten, als wir von Euern Leuten aufgefunden wurden.“

„Und was habt Ihr noch zu sagen?“

„Nichts weiter, Herr!“ erwiederte Theiß, „selbst wenn noch etwas Weiteres zu sagen wäre. Wir sind so sehr erschöpft von den überstandenen Strapatzen, daß wir uns nicht länger auf den Füßen erhalten können, und wenn wir nicht mit Eurer Erlaubniß ausschlafen dürfen, so wird es ohne dieselbe geschehen.“

In der That sah man es den beiden Seeleuten an, daß ihre Behauptung keinesweges erlogen war. Die Schwäche offenbarte sich so augenscheinlich, daß der Hauptmann begriff, er werde klüger handeln, wenn er die Männer sich erst vollständig erholen ließe. Darum gab er den Befehl, sie abzuführen und ihnen einen Ort anzuweisen, wo sie schlafen könnten. Damit wandte er ihnen den Rücken und fragte im Weitergehen einen seiner Unterbefehlshaber: „Was hältst Du von den Kerlen?“

„Der Eine sieht nüchtern aus, wie ein Glas Grog, das über Nacht stand,“ war die Antwort, „aber der Andere ist so von der Natur gezeichnet, daß ihm der Stempel zum Galgen zwischen den Augenbraunen sitzt. Der ist unser.“

„Er soll es sein!“ sagte der Hauptmann.

Achtes Kapitel.

Die beiden Orlogsmatrosen hatten vollständig Zeit, sich nach den Anstrengungen, die sie erduldet, zu stärken. Man hatte ihnen nicht nur zu ihrem Aufenthalte eine geräumige, trockne Höhle angewiesen, sondern sie auch mit Kleidern, Speise und Trank wohl versorgt. Als sie von einem erquickenden Schlafe erwachten, erschien der deutsche Magister, der ihnen frisches Wasser zutrug.

„Da nehmt!" sagte er freundlich. „Eines solchen Trunkes ist man nur zu sehr bedürftig, wenn man lange auf und in dem Salzwasser geschmachtet hat. Ich weiß das leider aus Erfahrung, und biete Euch diese krystallhellen Tropfen, denn ich habe Mitleid mit Euch, weil Ihr ein vortreffliches Kapitel zu einem Romane abgebt. Plötzlich und unerwartet seid Ihr aus den gewohnten Verhältnissen gerissen und tretet, nach einem furchtbaren Kampfe mit den Elementen, in einen ganz neuen Kreis ein." Der Magister sah sich vorsichtig um, dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort: „Dieser neue Kreis besteht aus Räubern und Spitzbuben; dieses Volk ist zwar recht gut, wenn man einen Stoff zu einem guten Romane braucht, aber in der Wirklichkeit ist es schlecht mit ihm zu verkehren. Und doch bleibt

hier keine Wahl, absonderlich bei Euch Seevolk, denn da heißt es nach dem Sprichwort: Mitgegangen, mitgefangen! Und wenn Euch das nicht recht ist: todtgeschossen oder etwas dem Aehnliches. Ich hab's Euch gesagt, weil Einer von Euch mein Landsmann ist, und weil mir es vorkommt, als könnte ich durch Euch Rettung finden von diesem Eiland. Haltet Euch bereit, sie werden Euch bald abrufen. Handelt dann wie kluge Leute, die soviel als möglich sich Alles erhalten wollen."

„Wir danken Dir, Freund!" rief Emanuel dem fortschleichenden Magister nach und sagte dann zu seinem Gefährten: „Du hast's gehört, Theiß! Was ist zu thun?"

„Am besten ist's," antwortete dieser, „wenn wir uns gleich von diesem Felsen herab in die See stürzen. Dann ist's auf einmal vorbei, und wir brauchen uns nicht von diesen Kerlen hudeln zu lassen, die uns auf alle Weise quälen werden, ehe sie uns aus Barmherzigkeit eine Kugel durch den Kopf jagen, oder den Strick um den Hals legen. Wie ist es, Kamerad, springen wir?"

„Nein! Wir thun es schon um dessenwillen nicht, weil es eine große Sünde ist. Wir Menschen haben nicht das Recht zu sagen: Bis hierher und nicht weiter! Darum laß uns tragen, was wir können. Ich denke, es soll mit Gott gehen!"

„Und wenn's unsere Kräfte übersteigt?"

„Werden wir es tragen lernen, wenn wir erst einsehen, daß wir müssen. Ich sage es nicht darum, damit ich mein Leben erhalte, sondern weil ich glaube, daß es noch einem Menschen nützlich sein kann. Höre, Theiß, wir sind in einem der Hauptschlupfwinkel dieser Gesellen. Wäre es nicht möglich, diesen genauer auszukundschaften, wenn wir uns näher zu ihnen halten, um dann Gelegenheit zu haben, denselben einst zu zerstören? Dann vermögen wir doch mit unserm Leben zu nützen, statt daß wir es jetzt für Nichts hinwerfen."

„Wenn sie aber verlangen, daß wir uns ihnen mit Leib und Seele zuschwören sollen?"

„So laß uns schwören!"

„Was? Emanuel? Nein, das kann Dein Ernst nicht sein! Unmöglich."

„Deine Hand, Kamerad! Es wäre ein furchtbarer Eid, ein Meineid, den wir leisteten, da wir nicht Willens sind, ihn zu halten. Aber eben deßhalb ist er keine Sünde. Wir leisteten ihn nur gezwungen, weil wir ohne ihn nicht das Gute thun können, was wir beabsichtigen und gewiß vollführen, wenn wir beharrlich sind. Ich kann unterliegen in dieser Angelegenheit; es kann mir Alles mißlingen; dennoch will ich es versuchen, damit mir Niemand den Vorwurf mache, daß ich meine Pflicht versäumte."

„Ich soll zu Mördern und Räubern schwören! Nun und nimmermehr!"

„Thu, was Du nicht lassen kannst, Kamerad!" sprach Emanuel ernst. „Bedenke, was Du thun willst, und dann halte Wort und bleibe fest dabei. Ich will es ebenso machen. Du bist ein guter, ehrlicher Bursche, sei auch überzeugt, daß ich es treu und ehrlich meine, und bleibe mir freundlich gesinnt im Leben und Tode!"

„Im Leben und Tode!" sprach Theiß und drückte die Hand des Freundes fest in die seine.

Gleich darauf traten zwei Piraten ein und führten die beiden Orlogsmatrosen mit sich fort. Man brachte sie nach demselben Orte, wo sie das erste Mal verhört wurden. Der Hauptmann jener Bande winkte den Fremden, näher zu treten. Seine Genossen bildeten einen Halbkreis um ihn.

„Es ist hier unter uns Rath gehalten worden," sagte der Hauptmann, „was mit Euch anzufangen sei, die Ihr auf eine so unerwartete Art hierher gelangt seid. Der Beschluß war vorauszusehen; denn es ist unser erstes Gesetz, daß der Fremde, der diese unsere Insel betritt, auf was für Weise und durch welche Zufälligkeiten es auch immer veranlaßt wurde, den nächsten Morgen nicht erlebt."

„Ihr werdet mit uns verfahren, wie Ihr es vor Eurem Gewissen verantworten könnt," entgegnete Theiß.

Die Piraten schlugen ein lautes Gelächter auf und der Hauptmann sagte lustig: „Du bist ein liebes Bürschchen! Sprichst von Gewissen mit Seeräubern! Für diese niederträchtige Beleidigung sollte man Dir den Rücken wund peitschen, wenn ich nicht muthmaßte, daß Du binnen wenigen Minuten hingest oder erschossen würdest, und nach unsern Gesetzen nicht zwei Strafen zugleich vollstreckt werden können. Sprich, Kerl! Willst Du den einzigen Weg der Gnade ergreifen, der Dir möglich ist, und zu uns schwören, so sage es, wo nicht, so . . . .“

Der Hauptmann gab einen Wink und vier der Piraten erhoben die Gewehre.

„Halt!“ rief Theiß. „Laßt doch nicht alle Barmherzigkeit ferne von Euch sein. Bedenkt, was Ihr thut. Ihr tödtet einen schuldlosen Mann, der in seinem Vaterlande Weib und Kinder hat. Bitte Euch, habt ein Einsehen . . . .“

Die Piraten begannen neuerdings aus vollem Halse zu lachen und der Hauptmann rief! „Kerl! Nun ist's genug! Willst Du schwören?“

Da überkam Theiß eine edle Ruhe des Herzens und zu Emanuel gewendet, sprach er: „Es ist zwar schlimm, ohne alle Vorbereitung zu scheiden, aber wie Gott will, mag es geschehen. Ich befehle ihm mein Weib und meine

beiden Kinder, er wird für sie sorgen. Siehe zu, Kamerad, was Du thust, daß es zu Deinem Frieden dient. Ich, für meinen Theil, bete jetzt zu Gott, daß er mir meine Sünden in Gnaden vergeben wolle. Hört nur, Ihr! Hoch lebe jeder brave Niederländer! Mit Euch will ich mein Lebstage nichts zu thun haben; ich hasse und verabscheue Euch! Thut was Ihr wollt! Ich schwöre nicht zu Euch!"

„So fahre zum Teufel!" schrie der Hauptmann voll Wuth. Die Gewehre knallten und Theiß stürzte todt zu Boden. Einige Piraten traten herzu, trugen die Leiche auf einen nahen Felsenvorsprung und warfen sie von demselben hinab in die See.

Emanuel schauderte; ein Fieberfrost schüttelte ihn; er mußte sich Gewalt anthun, um nicht zu sinken. Der Hauptmann trat zu ihm heran und legte die Hand auf die Schulter des Seemannes: „Laß Dich das nicht anfechten, mein Bursche! Der Kerl war eine feige Memme, der nicht die Courage hatte, Ja oder Nein zu sagen. Laß ihn liegen in Ruhe!"

„Er war ein guter Kamerad!" sagte Emanuel.

„Er wollte es nicht länger sein," entgegnete der Hauptmann, „darum hörte er auf zu leben. Denke nicht weiter an ihn, denn ich habe die Hoffnung zu Dir, daß Du nicht seine Gedanken theilst."

Emanuel schwieg, und der Hauptmann gewohnt, daß Jedermannn sogleich seiner Meinung sein müsse, sprach in heftiger Aufwallung: „Ich rathe Dir, sprich ein Wort und ein gescheidtes, oder Du theilst das Loos Deines Kameraden. Denkt ein Kerl, wie Du, daran, dem der Teufel selbst bei seiner Geburt den Galgen in die Visage gezeichnet hat, mir zu entrinnen? Heda! Vier Mann vor! Nun, mein Bursche?"

„Oho!" rief Emanuel, keck einen Schritt vortretend, und die Piraten, welche die Gewehre anschlugen, zurückwinkend, — „Ihr habt's verdammt eilig. Gönnt Euch und mir Zeit, daß wir uns kennen lernen, und laßt mich hören, was zu gewinnen ist, wenn man in Euren Verband tritt! Hollah, Du Anführer dieser Seeteufel, sage mir, was Du bietest, um meinen Leib für Dich und meine Seele für Deinen Bruder in der Hölle zu erwischen. Laß es fein viel sein; denn ich habe es bis jetzt im Leben noch zu nichts gebracht, und wenn ich einmal Alles, was ich trotz Unstern und Chikane doch habe, hinwerfen soll, so will ich wissen, wofür. Sage mir also, was gibst Du für Handgeld für eine reine Hand und ein ruhiges Gewissen?"

Der Hauptmann schlug ein höllisches Gelächter auf: „Du bist der tollste Bursche, der mir meine Lebstage in den Wurf gelaufen ist! Meinst Du, daß wir uns

auf einen Handel mit solchen Kerlen einlassen, wie Du einer bist! Aber Dein Wesen gefällt mir, und ich bin der Meinung, daß wir noch gute Kameraden werden. Darum nehme ich Dir Deinen Vorwitz nicht übel, sondern bewillige Dir, was sonst nur Männer bekommen, die ein Probejahr ausgehalten haben, gleich vom Anfange an, nämlich einen gleichen Antheil an der Beute."

Rasch sprach Emanuel, als fürchtete er sich, Reue werde in der nächsten Minute seine Zunge fesseln: „Es ist gut! Ihr habt mich!"

„Brav, Kamerad!" entgegnete der Hauptmann, ihm die Hand schüttelnd: „Aber mit dem bloßen Versprechen ist es nicht genug. Du hast Deinem Lande auch versprochen, zu dienen, und brichst ihm das Wort. Darum höre den Eid, den Jeder leisten muß, der in ein Bündniß mit uns tritt; ich sage ihn Dir vor, und Du sprichst ihn mir, Silbe vor Silbe, nach. Ihr da, schließt einen Kreis um mich und diesen Mann."

Die Piraten befolgten dies Gebot und der Hauptmann sprach die Eidesformel. Sie klang so schauerlich, so furchtbar haarsträubend, daß mancher der Männer, der sich vielleicht im Innern bewußt war, nicht ganz treu an dieselbe gehalten zu haben, sichtlich erbleichte, und Emanuel kaum im Stande war, die gräßlich tönenden Worte über seine Lippen zu bringen. Aber der

Hauptmann erließ ihm keine Silbe; die tiefste Stille herrschte, und machte, daß jedes Wort verständlich klang. Als der Eid geleistet war, und der Hauptmann dem Neuverbündeten die Hand so fest drückte, daß das Blut zwischen den Nägeln hervorsprang, perlte der Angstschweiß von Emanuel's Stirn, sein Haar sträubte sich empor, seine Pulse stockten. Die rings umherstehenden Piraten aber brachen in ein lautes Jubelgeschrei aus.

„Das ist gut, mein Kamerad!" sagte der Hauptmann ernst. „Nun ist es überstanden, und Du wirst hieran dein Lebelang nicht wieder erinnert, außer Du würdest eidbrüchig. Jetzt kommt's zum lustigen Gelage, vorher aber hältst Du mit uns den Bundestrunk und dann wirst Du gebrannt!"

Er sprach diese Worte mit rohem Gelächter und mit einem Tone, der theils vertraulich klang, theils den eisernen Despotensinn andeutete, welcher diesen Hauptmann beseelte. Er gab einem der nahestehenden Invaliden einen Wink, und dieser schleppte alsbald einen Weinschlauch und eine große kupferne Kanne herbei, worauf die ganze verfluchte Eidesformel eingegraben war.

Auf einen Wink des Hauptmanns zogen die Piraten ihren Dolch und ritzten sich die Haut der linken Hand; er selbst verrichtete dies Werk bei Emanuel. Der Invalide ging von Einem zum Andern und fing

die rinnenden Blutstropfen auf, dann ließ er den Wein in die Kanne strömen, damit Wein und Blut sich gehörig unter einander mischten, und brachte sie dem Hauptmann, der zuerst von dem Weihetrunk genoß. Ihm folgte der älteste der Piraten und dann die übrigen, der Reihe nach, wie sie am meisten Jahre zählten. Der letzte war Emanuel, und als dieser die Kanne mechanisch an den Mund setzte, denn er war betäubt von all' den Gräueln rings umher, und wußte nicht mehr wie ihm geschah, stimmten die Piraten auf's Neue ihren wilden Jubelgesang an.

Der Kreis trat auseinander, und man sah nicht weit von diesem ein helles Feuer brennen, das von dem Invaliden bestens unterhalten wurde. Eine eiserne Stange glühte in demselben. An dem äußersten Ende befand sich ein Stempel, worauf das Wort „Pirat" eingegraben war. Der Hauptmann ließ sich die Stange reichen und zeigte sie Emanuel: „Damit zeichnen wir die Unsrigen, wenn wir fürchten, daß sie uns entlaufen, damit man sie überall erkenne und der Galgen ihnen gewiß bleibt." Während diese Worte von dem Hauptmann gesprochen wurden, sprangen zwei der Piraten herzu, rissen dem Neuaufgenommenen die Kleider herunter und der Hauptmann brannte den Stempel auf seine Schulter ein. Emanuel schrie laut auf und sank

dann von Schmerz, Furcht und Grauen überwältigt auf den Boden. Der Hauptmann aber riß ihn an dem wunden Arm in Höhe und sagte: „Kein Gewinsel! Kein Heulen! Ich dulde es nicht! Du bist heute ein Mann, bist einer der Unsrigen geworden und führst fortan ein fröhliches Leben, so lange Du keinen Verrath übst oder eine feindliche Kugel Dich trifft."

„Ich bin einer der Eurigen!" sagte Emanuel und drängte gewaltsam seine Thränen zurück. „Von der nächsten Stunde an mögt Ihr mir befehlen und mit mir schalten, wie Ihr Macht habt. Jetzt aber laßt mich noch einen Augenblick allein, damit ich die letzte Spur des Menschlichen von mir abwasche."

Als er sich entfernte, folgte ihm Niemand. Er ging nach der Höhle, wo er das letzte Gespräch mit seinem Gefährten Theiß gehabt hatte, dort kniete er nieder und weinte bitterlich.

Sein Leben verstrich in der nächsten Zeit ruhig, was die Aeußerlichkeiten betrifft. In seinem Innern arbeitete es aber gewaltsam. Er überlegte mit sich selbst, was er gethan habe, und weßhalb. Ueber das letztere war er mit sich nicht klar. Es glühte wohl irgend eine Absicht dunkel vor seiner Seele, aber er konnte sie nicht genau erkennen. Er hatte geglaubt, daß er nur nöthig habe, die Piraten sicher zu machen, um sie auch ver-

nichten zu können. Er, der Einzelne, wollte thun, was den vereinigten Flotten bis in die neueste Zeit nicht möglich geworden ist, er wollte die Meere von dem Auswurfe der Menschheit befreien. Jetzt, wo die phantastische Idee verschwunden und der verhängnißvolle Schritt unwiderruflich gethan war, jetzt kam die Reue und mit ihr das Bewußtsein der Ohnmacht, irgend Etwas ungeschehen machen zu können. Auf ewig ausgestoßen aus der Reihe aller rechtlichen Menschen, willenlos fortgerissen von Verbrechen zu Verbrechen, und nicht eher von diesen Abscheulichkeiten befreit, als bis er verwegen Hand an sich selbst legt oder einen ehrlosen Tod durch Richterspruch stirbt. Um diese bittern Empfindungen, die ihn in jeder Stunde zu bewältigen drohten und die allgemeine Aufmerksamkeit erregten, zu unterdrücken, suchte er sich, soviel thunlich, durch fortgesetzte Arbeit zu zerstreuen. Diese war reichlich vorhanden. Man erwartete mit jedem Tage einige Schiffe von einem längern Streifzuge zurück. Diese sollten ihre Ladungen in Sicherheit bringen und dann eine Zeitlang ruhen. Während dieser Zeit sollten die übrigen Schiffe, welche einige Monate in der Bai der Insel müßig gelegen hatten, ausgesendet werden, und deßhalb wurden sie jetzt für eine lange Reise ausgerüstet. Vom frühen Morgen bis spät Abends befand

sich Emanuel am Bord dieser Fahrzeuge in ununterbrochener Thätigkeit, und gering war die Zeit, welche er sich zur Ruhe gönnte. Keiner von den Uebrigen that sich in gleicher Weise hervor, Mehrere höhnten ihn und nannten ihn einen Narren, Andere beschuldigten ihn der Augendienerei, wieder Andere lobten ihn und priesen es, daß er den Tag nicht erwarten könne, da er zum ersten Male mit ihnen auf Seeraub ziehen sollte. Keiner aber errieth das Rechte und hatte eine Ahnung von der Hölle, die in seinem Busen tobte.

Endlich kam der ersehnte Tag; die langerwarteten Schiffe kehrten heim. Die Beute war unermeßlich an Waaren und Geld, und der Jubel groß. Im tollen Wirbel drehten sich Ankömmlinge und Harrende durcheinander. Die baaren Vorräthe wurden sogleich getheilt. Obgleich auf diesem unwirthbaren Felsen das Geld Keinem von Nutzen sein konnte, so griffen doch die Räuber mit gierigen Händen darnach. Die Haufen lagen neben einander in langer Reihe. Auch Emanuel erhielt, wie es ihm der Capitain versprochen hatte, schon jetzt seinen vollen Antheil. Es war eine große Anzahl schön blinkender Goldstücke. Er nahm sie, um den Verdacht der Argwöhnischen nicht noch mehr gegen sich aufzureizen; aber als die Sonne hinabgesunken war, und die Inselbewohner, betäubt vom viehischen Trunk,

hinsanken zum todesähnlichen Schlaf, ging er hinab zum Strand und warf das Sündengold entschlossen in die See.

Neuntes Kapitel.

Die Zeit der Abfahrt war gekommen. Für diesmal wurden vier Schiffe zu einem Kreuzzuge bestimmt. Es waren vier jener langen und schmalen Fahrzeuge, welche scharf segeln und zugleich einen ziemlich ansehnlichen Waarenvorrath in sich aufnehmen können, mit einer phantastischen Takelage, wornach diese Art Schiffe durchaus nicht einer bestimmten Gattung beizuzählen sind, sondern den allgemeinen Namen Piratenschiffe führen; zum Theil in einem Zustande des Reichthums und der Fülle, so wie andererseits voller Mängel und Kahlheit, wie sie noch heutiges Tages in jenen Gewässern kreuzen. Das eine dieser Fahrzeuge commandirte der Piratenhäuptling selbst, an seinem Bord befand sich auch Emanuel, zu dessen nautischen Kenntnissen er ein großes Vertrauen hegte. Durch einen Zufall war auch der deutsche Magister von seinem Herrn, der eines der drei andern Schiffe commandirte, getrennt, und an Bord des Hauptschiffes gekommen. Der Magister merkte wohl die Verwechselung; da er aber wußte, daß er auf

dem Schiffe sei, wo Emanuel sich befand, und er auf diesen Landsmann große Stücke hielt, so verbarg er sich sogleich im Raum, befürchtend, man werde ihn seinem Herrn zurückliefern, wenn man ihn früher sähe, als ein solcher Austausch durch die Entfernung der Schiffe von einander unmöglich geworden war.

Dem ertheilten Befehle gemäß sollten die Fahrzeuge bis auf einen gewissen Strich mit einander segeln, dann aber vorher bestimmte Course halten und die ihnen angegebene Richtung verfolgen. Ein Schuß von dem Verdeck des Hauptschiffes deutete an, daß der Moment der Trennung gekommen sei; alsobald setzten die drei andern Schiffe ihren neuen Cours und steuerten mit scharf angezogenen Schooten nach den verschiedenen Himmelsgegenden auseinander. Das Hauptschiff blieb mit back gebraßten Segeln auf den Wellen liegen und hatte eine leise Abtrifft nach Südost. In dieser Stellung verharrte es, bis die übrigen Piratenschiffe völlig aus seinem Gesichtskreise verschwunden waren; dann warf es die Brassen los und befahl, scharf gegen den Wind aufzukreuzen.

Es war ein heißer Tag. Bereits eine Woche lang war das Schiff des Hauptmanns in beständiger Kreuzung begriffen, und noch war ihm nicht das geringste Abenteuer aufgestoßen. Das Wetter blieb schön, der Wind

nur mäßig, und die Mannschaft, welche in jeder Beziehung müßig auf dem Verdeck herumschlenderte, legte ihre Unzufriedenheit an den Tag. Dieß sei keine Manier, behaupteten sie, mit einem Piratenschiffe zu kreuzen; der Commandirende bringe dadurch das Schiff aus jedem möglichen Segelcours heraus, der von einem Schiffe gehalten werde, dessen Aufbringung der Mühe lohne, und wenn er nicht bald seine Absichten ändere und in ein besseres Fahrwasser zurückkehre, werde man ihn dazu zwingen. Bei der Rückkehr nach der Insel aber, meinten ein Paar der Verwegensten, würden sie über ihn zu Gerichte sitzen.

Emanuel hatte den Dienst bei dem Hauptmann. Eben jetzt trug er die Mahlzeit für ihn in die Kajüte. „Was für Wetter oben?“ rief der Hauptmann dem Eintretenden entgegen.

Meister Emanuel, der sich es gemerkt hatte, welche Art und Weise des Benehmens sein Gebieter besonders liebte, hatte sich dieselbe eigen zu machen gewußt und antwortete: „Donnermäßig schwüle Luft und ein dumpfes Rollen von ferne. Weiß nicht, was daraus werden soll, aber ich meine, wenn es losbricht, schlägt es ein, wäre es auch in Eure Kajüte.“

„Thut nichts, mein Junge!“ lachte der Hauptmann. „Sie ist sturmfest gebaut und kann einen Stoß vertra-

gen. Sollen sich einmal fügen lernen, diese halsstarrigen Hunde; habe meine Freude daran!"

„Ihr müßt allerdings wissen, was Ihr zu thun habt, denn Ihr seid Herr!" entgegnete Emanuel keck. „Aber wissen möchte ich es auch, was Ihr davon habt, so mir nichts, dir nichts, Tagelang herum zu kreuzen, während uns doch gewiß rechts und links die reichsten Fahrzeuge vorbeilaufen. Weiß nicht recht, wie ich das zusammenreimen soll, und will einmal unsern Magister fragen, ob er mir das auseinander zu setzen versteht."

„Oho!" lachte der Hauptmann. „Fängst auch an, zu klügeln? Spürst wohl einige Magerkeit in Deinem Beutel und hast Lust zu neuen Prisengeldern?"

„Ich habe Euch noch nicht mit solchen Forderungen belästigt!" entgegnete Emanuel kurz, „und Ihr könnt lange warten, bis das geschieht."

„Sei nicht übermüthig, mein Bursche!" rief der Hauptmann leicht erregt, und fuhr nach einer Pause fort: „Habe Dich gerne; bist ein unerschrockner Kerl, muthig und voll Verstand. Lebst nicht wie ein Vieh und hast Lust zu etwas Besserem, als unausgesetzt zu saufen und zu spielen. Es ist irgend Etwas in Dir; — ich weiß nicht zu sagen, was? — aber es ist Etwas, wofür man Respekt haben muß. Nun, halte Dich brav, wie es einem unerschrockenen Seemanne zukommt; ich habe

es gut mit Dir im Sinn und wer weiß, ob Du nicht einmal meine Stelle einnimmst."

Emanuel schauderte zusammen, als ihm die Aussicht auf eine solche Beförderung wurde. Zum Glück ward der Widerwille, der sich deutlich auf seinem Gesichte malte, von dem Hauptmanne nicht bemerkt. Dieser war gerade damit beschäftigt, den Inhalt seiner kupfernen Trinkkanne zu prüfen, und als er nach einem tüchtigen Zuge sie Emanuel hinreichte und den Bart wischte, sagte er schmunzelnd: „Ich bin des Treibens auf diesen platten Fahrzeugen satt; sehne mich einmal nach etwas Ordentlichem. Was soll ich mit einem solchen Prahm anfangen? Höchstens einen Kauffahrer aufbringen und in den Grund bohren. Wenn ich aber in dem Besitze eines Schiffes wäre, wie ich es wünschte, eines Fahrzeuges von zwanzig Kanonen und mehr, dann könnte ich das Geschäft in's Große treiben und die Küsten der indischen Meere sollten zittern. Darum ist es meine Absicht, das Aeußerste zu wagen und ein solches Fahrzeug in mein Netz zu locken. Deßhalb verließ ich den gewöhnlichen Cours, deßwegen sandte ich die Fahrzeuge, die mit uns zugleich ausgelaufen sind, nach allen Richtungen auseinander, weil ich die Ehre einer solchen Expedition allein haben wollte."

Der Diener des Piratenhauptmannes hatte die ihm

dargebotene Kanne, ohne daraus zu trinken, auf den Tisch gesetzt, und sagte darauf: „Das kann Euer Ernst nicht sein! Ihr könnt nicht daran denken wollen, mit einem Fahrzeuge, wie das Eurige, leicht und luftig gebaut, mangelhaft in der Takelage und in der Bewaffnung, mit kaum achtzig Mann am Bord, ein Zwanzigkanonenschiff angreifen zu wollen. Thätet Ihr es, es wäre Tollmanns-Werk und würde Euch nimmer gelingen."

„Ich bin eben so fest überzeugt, als Du selbst!" entgegnete der Hauptmann, „daß ein solches Unternehmen meiner Kraft mißlingen würde, und eben deßhalb kommt mir dergleichen auch nicht in den Sinn. Nicht, weil es mir an Muth fehlt, unterlasse ich einen solchen Angriff, sondern weil er allein meinen Untergang zur Folge haben würde. Aber ich vertraue der List; ihr und dem Glücke, was mich von jeher begleitet hat. Ist es mir gelungen, eine Fregatte zum Stranden zu bringen — was freilich Schade war, denn lieber hätte ich meine Blutflagge in ihrer Gaffel gesehen! — so wird mir ja auch der Fang eines solchen unversehrten Fahrzeuges gelingen, und hierauf will ich, zum bessern Gelingen noch eine Kanne leeren."

Während der Hauptmann tafelte und abwechselnd bald mit der Kanne, bald mit seinem Plane zu Rathe

ging, begab sich Emanuel auf das Verdeck zurück, wo er den Magister fand, der von einigen der jüngern Piraten auf eine Mitleid erregende Weise gehänselt ward. Er befreite ihn von seinen Peinigern, und schickte ihn in die Kajüte hinab, um nachzusehen, wenn der Capitain etwas befehlen würde, und stieg dann den großen Mast hinan, wo er sich quer über die Sahling setzte und sein Auge über die weite Meeresfläche hinschweifen ließ. Ein Gefühl tiefer Wehmuth bemächtigte sich seiner. Sein Geist wurde lebendig und er dachte jener fernen Zeit am Elbstrome, als er den kleinen Edmund aus dem Wasser zog, bis zu jenem unseligen Morgen, da er den Piraten den Eid der Treue leistete. Welche ununterbrochene Reihe von Ereignissen! In der ganzen langen Zeit hatte er nur für Andere gelebt; nur um Fremden nützlich zu werden, gab er sich allen Sorgen und Mühseligkeiten hin; ja selbst in jenem unseligen Augenblicke der Betäubung, als er sich den Piraten zuschwur, geschah es in dem Wahne, sie dadurch zu vernichten und die Gewässer Indiens von diesem Auswurfe der Menschheit zu säubern. Für ihn waren keine Freuden erblüht, ihm lächelte kein Glück. Die Natur hatte ihm den Stempel der Häßlichkeit aufgedrückt; er war ein Findling; wer weiß, welche Verworfene seine Aeltern waren. Er dankte Gott, daß er

es nie erfahren hatte. „Und wo werde ich ein Ende nehmen?“ fragte er sich schaudernd. „Am besten wäre mir es noch, am Bord dieses oder jedes andern Schiffes im ehrlosen Gefecht zu fallen, damit ich nicht nöthig habe, einem Gerichte gegenüber zu stehen, wo ich kein Wort zu meiner Vertheidigung vorbringen könnte; denn was ich auch immer sagen möchte, man würde mir nicht glauben. Und doch! Wenn der Hauptmann seine tollen Pläne durchsetzt! Wenn wir mit einem Orlogsschiffe in Berührung kämen! Sollte mir es nicht möglich sein, an Bord desselben zu gelangen und Gehör zu finden? Ist mir die Einfahrt in jenes Fahrwasser nicht hinlänglich bekannt? Sollte es mir nicht gelingen, ein Schiff hineinzulootsen, damit jenes Raubnest zerstört werde? Ach! Wie soll ich das beginnen? Wer sagt mir, wie ich es anfangen soll? Mir fehlt ein guter Rath.“

„Dann soll es mich freuen, wenn ich vielleicht im Stande bin, Euch einen solchen zu ertheilen!“ ließ sich plötzlich eine Stimme in der Nähe des Seemannes vernehmen.

Emanuel schrack heftig zusammen; fast wäre er aus der luftigen Höhe herabgestürzt, wohin er geflüchtet war, um mit seinen trüben Gedanken allein zu sein. Sein Auge fiel auf eine menschliche Gestalt, die sich mühselig zu ihm hinaufarbeitete, und sie erkennend, rief

er halb lachend, halb zürnend: „Wie zum Teufel kommt Ihr hierher, und wie konnte es Euch nur einfallen, mich zu behorchen?“

„Das ist sehr unabsichtlich geschehen, und ich bitte Euch deßhalb um Verzeihung!“ entgegnete der Magister, denn kein Anderer war es. „Der Hauptmann,“ fuhr er fort, „wollte mich nicht länger um sich dulden, deßhalb kehrte ich auf das Verdeck zurück, wo die Hänseleien aufs Neue begonnen, und weil ich nicht länger unter jenen Gesellen ausdauern konnte, die mich bis auf's Blut peinigten; ich Euch auch hier oben in der luftigen Höhe gewahr wurde, wagte ich es, hierher zu kommen und mich unter Euren Schutz zu stellen. Sie haben mich ruhig klettern lassen, denn sie dachten wohl, ich würde herunterfallen. Aber es ist mir gelungen, wohlbehalten hier oben anzulangen, und ich denke nun auch nicht sobald wieder herab zu steigen. Ich kann sagen, daß mir hier oben absonderlich wohl zu Sinne ist, und ich fast im Stande wäre, mich mit dem Kapitel eines neuen Romans zu beschäftigen.“

Emanuel blickte wehmüthig auf seinen Gefährten in der luftigen Höhe. Mit dem Hülflosen empfand er Mitleid, der Landsmann erweckte Sympathien in seinem Herzen. „Sage mir, Freund Magister,“ begann er nach einer Pause. „Was ist's, womit Du Dich Dein

Lebenlang beschäftigt hast? Oder sage es nicht erst. Was es auch gewesen sein mag, es blieb ein vergeblich Stück Arbeit. Du hast hundert- und tausenderlei Pläne gemacht, und es ist Dir nicht einmal gelungen, Dir in irgend einem Winkel ein Stückchen Brod zu erwerben. Zuletzt bist Du noch unter Räuber und Mörder gerathen, und wer weiß . . . ."

„Mein lieber Landsmann!" sagte der Magister. „Hier gilt es nur, mit heiler Haut davon und nach meinem gesegneten Deutschland zurück zu kommen, dann bin ich ein gemachter Mann. Welcher meiner Collegen könnte sich rühmen, in seiner Einbildungskraft solche Schätze zu besitzen, als ich mir aus der Wirklichkeit zugeeignet habe? Versteht mich recht, Schätze der Phantasie, meine ich, Reichthum des Geistes, wie er sich allein mit einem deutschen Autor verträgt. Sonst freilich geht es sehr an, und wenn Ihr mit Doublonen spielt, muß ich mich mit abgebrochenen Nägeln begnügen."

„Und weißt es nicht," fiel Emanuel ein, „wieviel Du gewinnst, daß nicht das Blutgeld an Deinen Fingern klebt. Gott sei Dank, noch ist auch diese Hand rein; das erste Sündengold, was ich bekam, warf ich in der Stille der Nacht von der Spitze des Felsens in die tobende See."

„Was!“ rief der Magister. „Das habt Ihr gethan? Das ist abermals eine Situation und gibt den Schlußstein eines Kapitels. Der Mond, der Fels, das Meer, das blitzende Gold, das den Händen des Piraten entrollt; ich weiß selbst nicht, wie reich ich eigentlich bin. Es muß mir gelingen mit der Romantik.“

Während der Magister in diesen und ähnlichen Phrasen sich erging, indem er sich eine Situation nach der andern ausmalte und als Katastrophe eine glänzende, beneidete Stellung in der Heimat erreichte, schweifte Emanuel's Auge über die blaue Fläche des Meeres hin, die sich rings umher ausdehnte, und blieb auf einem Gegenstand haften, der plötzlich aus der Tiefe des Oceans aufzutauchen schien.

„Haltet einmal Eure Zunge ein wenig im Zaum, mein guter Freund!“ sprach der Seemann erregt; „denn hier ist irgend etwas, das unsere Aufmerksamkeit bedeutend mehr in Anspruch nimmt, als Euer Wischiwaschi, wovon ich doch nichts verstehe. Da haben wir einen Segler! Wenn ich nicht irre, so ist es ein Kriegsschiff, und wenn Ihr doch so klug seid, als Ihr meint, so sinnt einen Streich aus, wie wir von dem Piraten los- und dort an Bord kommen. Wenn Ihr das könnt, will ich Euch und Eure Schreiberei für was Rechtes halten und zeitlebens mich zu Eurem Schuldner bekennen.“

„Das läßt sich machen! Das will ich gleich in Ueberlegung nehmen!" sprach der Magister und versank in ein tiefes Schweigen, indem seine Phantasie in der ihm gestellten Aufgabe einen mächtigen Spielraum gewann und unverdrossen fortarbeitete. Emanuel aber stieg auf das Verdeck herab, um dem Hauptmanne von der gemachten Entdeckung Nachricht zu geben.

Zehntes Kapitel.

Der Piratenhauptmann stand auf dem Verdecke seines Fahrzeuges und sah scharf nach dem Orlogsmann aus, den Emanuel ihm angekündigt hatte. Es war eine stattliche Brigg von zwölf Kanonen, der Drehbassen und Karonaden nicht zu gedenken, die sich auf dem Verdecke derselben befanden.

„Wenn ich den Kerl fassen könnte, wie ich wollte!" rief der Hauptmann, und wildes Feuer brannte aus seinen Augen, „so wehte noch vor Einbruch der Nacht meine Blutflagge von seiner Gaffel. Hei! Wie wollte ich durch die Meere streichen und sie beherrschen! Diese Brigg brächte mir eine Fregatte, und diese einen Dreidecker ein. Aus dem Befehlshaber einer Schebecke würde ein stattlicher Seekrieger, der den Kampf mit

einer ganzen Flotille nicht zu scheuen hätte, und wer weiß, wo er noch einst seine Flagge wehen sähe."

Es ist gewiß, daß der Wein, der in dem Gehirn des Piratenführers tobte, einen großen Antheil an dieser Prahlerei hatte; doch meinte er es damit genau, wie er sagte, und richtete sein ganzes Benehmen darnach ein. Die Brigg hatte scharf aufgebraßt, und von einer günstigen Brise vorwärts getrieben, schoß sie dem Piratenschiffe immer näher, während dieses mit backgelegten Vordersegeln fast unbeweglich auf den Wellen lag. Die Mannschaft, welche ohnehin nicht besondere Neigung hatte, mit den Kanonen eines Kriegsschiffes Bekanntschaft zu machen, und dasselbe so nahe kommen sah, daß man seine Raaen, — stets der Schrecken der Piraten, da sie ihren legitimen Galgen vorstellen, — bereits unterscheiden konnte, gab deutliche Zeichen seiner Unruhe, und verlangte immer lauter, aus diesem Zustande der Unthätigkeit befreit zu werden.

„Still da, Ihr Männer, still da!" rief der Hauptmann, dessen Trunkenheit immer zunahm. „Denke, wir laufen, sobald er uns nahe ist, in seinen Luf und geben ihm die glatte Lage! Dann wird er stutzig, und ehe er zur Besinnung kommt, legen wir Deck an Deck und entern! Hei! Wie wir da uns schlagen wollen!"

Er taumelte Emanuel entgegen, der ihm auf sein

Verlangen die Kanne frisch gefüllt hatte. Der Trank war stark mit Branntwein versetzt und fachte die Glut, welche den Hauptmann durchrasete, nur noch heftiger an. Er zog den Säbel und schwang ihn um den Kopf, schwere Schimpfreden gegen die Staatsmatrosen ausstoßend und dazwischen das Kriegs-Fahrzeug mit den zärtlichsten Worten begrüßend, als ob es seine Geliebte wäre.

„So geht es nicht länger!“ sagte einer der Piraten, der eine höhere Stellung am Bord einnahm. „Wir müssen ihn auffordern, seine Tollheiten aufzugeben, und wenn er es nicht thut, müssen wir ihn von dem Kommando entsetzen, bis er wieder vernünftig geworden ist. So lautet unser Vertrag, und ich dringe darauf, daß wir diesem in aller Weise nachkommen.“

„Wir wollen es auch! Wir wollen es auch!“ riefen die Piraten, welche ihn umdrängten. „Noch in dieser Minute müssen wir Segel machen, oder wir erleben, daß er uns seine Kanonenkugeln auf das Verdeck spukt!“

„Geht, de Vrient!“ sagte ein Anderer zu dem Erstgenannten, und trieb ihn fort nach dem Quarterdeck. „Geht, und heißt ihn augenblicklich sein Benehmen ändern, und wenn er es nicht will, so ruft nach uns, und wir kommen Euch augenblicklich zu Hülfe!“

De Vrient eilte nach dem Quarterdeck, um die ihm

gewordene Botschaft auszurichten. Er that es mit geflügelter Eile, denn jeder Augenblick Verzug konnte die größte Gefahr bringen.

„Was sagt Ihr da!" rief der Hauptmann mit lallender Zunge! „Nachgeben soll ich? Ich will nicht nachgeben, will nicht fliehen! Sobald ich den Kerl im Luf sehe, gebe ich ihm die glatte Lage und er streicht die Segel! Dann entern wir!"

„Ich ermahne Euch zu Eurem Besten," sagte de Vrient, „gebt sogleich Befehl, die Schooten slippen zu lassen; es ist kein Augenblick zu verlieren!"

„Du ermahnst mich?" brüllte der Hauptmann. „Und ich ermahne Dich, sogleich Dein ungewaschenes Maul zu halten, oder ich lege Dir den Kopf vor die Füße. Heda! Emanuel! Satanskerl! Wo ist die Kanne? Dein Wein ist herrlich, voll Feuer und Leben! Trinke Dir Courage, de Vrient! Hollah, sage ich, die Kanne!"

„Ihr sollt nicht mehr trinken!" sprach de Vrient, nahm die Kanne, wonach der Hauptmann bereits griff, aus Emanuel's Händen und warf sie über Bord. Mit emporgehobenen Fäusten und blitzenden Augen sprang der Hauptmann auf seinen Unterbefehlshaber ein, doch dieser empfing ihn mit vorgestrecktem Arme und stieß den Taumelnden zurück.

Niemand hatte während dessen auf den Orlogs-

Segler geachtet, und Alle schracken zusammen, als plötzlich ein Kanonenschuß dumpf durch die Luft sich daher wälzte.

„Achtung!“ rief de Vrient lebhaft erregt. „Backbord das Steuer! Viert die Schooten ab und braßt die Raaen vierkant! Ehe wir es uns versehen, hat er uns überholt! Frisch, Jungens! Brise auf! Brise auf!“

Das befohlene Manöver wurde mit der Schnelle des Gedanken ausgeführt. Das Piratenschiff schoß durch die Wellen und ließ einen langen Schaumstreifen hinter sich. Der Hauptmann hatte sich indessen wieder aufgerafft; er suchte sich auf de Vrient zu werfen, und gab Befehl, das Schiff wieder in seine frühere Stellung zu bringen. Man gehorchte ihm nicht.

Die Orlogsbrigg, die das Piratenschiff für das erkannt hatte, was es in der That war, und sich das unbegreifliche Benehmen desselben nicht erklären konnte, that ihrerseits Alles, um die bereits so sichere Beute nicht wieder zu verlieren. Sie setzte Segel auf Segel, und machte sich bereit, das Fahrzeug zu entern, sobald sie demselben nahe genug sein würde. Aber auch am Bord des Seeräubers war man nicht säumig. Wo nur irgend ein Segellappen anzubringen war, wurde derselbe gehißt; das Fahrzeng schoß so schnell durch die Flut, daß der Schaum zischend über den Bug hin-

spritzte, und die Distanz zwischen beiden Fahrzeugen sich mit jeder Secunde vergrößerte.

„Memmen! Feige Memmen!“ rief der Hauptmann, der sich von den Männern losgemacht hatte, die ihn bisher zurückzuhalten strebten, und stürzte auf de Vrient los, den er bei der Brust packte: „Willst mich vom Commando absetzen, Du Hund?“

„Ich will nur einstweilen thun, was Ihr zu leisten außer Stande seid!“ entgegnete de Vrient ruhig. „Wenn Ihr Euren Rausch ausgeschlafen habt, mache ich Euch wieder Platz! Legt Euch nun in Eure Hängematte!“

„Hängematte, Du Hundekerl!“ rief der Hauptmann vor Wuth schnaubend. Er packte den Gegenstand seines Zorns mit Riesenfäusten, hielt ihn hoch empor, und ehe ihn Jemand daran verhindern konnte, warf er ihn über den Reiling in die See.

„Das geht zu weit!“ riefen die Piraten. „Wir sind unseres Wortes gegen ihn quitt. Greift ihn an! Greift ihn an!“

Von vorne her drangen sie auf ihn ein. Aber der Hauptmann, wenn auch im Zustande höchster Trunkenheit, war ihnen Allen an Gewandtheit überlegen; er griff nach seinem Säbel und verwundete die auf ihn Eindringenden, indem er sie mit dem Ausrufe: „Rebellische Hunde!“ begrüßte.

„Das erträgt kein Anderer!“ rief einer der Piraten, der seinen besten Freund so eben unter den Säbelhieben des Wüthenden fallen sah, zog sein Pistol aus dem Gürtel und schoß. Die Kugel drang dem Hauptmanne gerade in's Herz; er sank, ohne einen Laut, auf das Deck. Einige der Piraten sprangen hinzu, und warfen den Leichnam, ehe er noch kalt geworden war, über Bord, eine Beute für den gierig-lauernden Hai.

Während dieser Ereignisse, die auf dem Verdecke des Piratenschiffes stattfanden, änderte sich der Lauf desselben nicht im Geringsten. Der Mann am Steuer ließ die Tailje desselben unverdrossen durch seine Finger gleiten, und kümmerte sich um das Blutbad, welches seine Gefährten anrichteten, nicht mehr, als ob sie eben mit den Würfeln klapperten. Bereits war der Raum zwischen dem Piraten und dem Staatsschiffe bedeutend größer geworden, und einige Kugeln, welche das letztere von seinem Verdecke entsendete, fielen weit hinter dem Spiegel des Piraten in's Wasser. Dennoch stellte die Orlogsbrigg ihre Verfolgung nicht ein, vielmehr schien sie entschlossen, diese bis zum letzten Augenblicke fortzusetzen.

Da kroch der Magister, der sich um die Begebenheiten der letzten Stunde nicht sonderlich gekümmert hatte, vielmehr seine Betrachtungen in der gesicherten

luftigen Höhe fortsetzte, längs den Pardunen und Wanten herab und verschwand durch die geöffneten Luken des Vorderdecks. Bald darauf tauchte er wieder auf, und winkte Emanuel, der unfern von ihm stand. Beide fanden sich im Raum zusammen und der Magister sagte mit wichtiger Miene: „Ich habe darüber nachgedacht, was Ihr mir gesagt habt. Wißt Ihr, was ich thäte, wenn's ein Buch wäre, das ich zu schreiben hätte? Ich machte es aus mit den Gefährten, daß wir noch in der Nacht in unsern Hafen zurückkehrten und das Kriegsfahrzeug desto sicherer auf den Strand lockten. Um dies ohne Gefahr zu können, müßte ein Boot voraus fahren, worin sich Feuersignale befinden, um vor Untiefen und Klippen zu warnen. Plötzlich erlöschen die Signale im Boot; das Piratenschiff weiß nicht, woran es ist, und das Boot steuert dem stattlichen Kriegsfahrzeuge zu, dem es sich als Lootsen anbietet. Dann geht das Piratenschiff auf den Strand, während jenes Fahrzeug wohlbehalten landet und mit Feuer und Schwert . . ."

Der Magister hatte sich bei dem Entwurfe seines Kapitels warm gesprochen und wurde nun so laut, daß er die Aufmerksamkeit der Verwundeten erregte, die unfern von ihm in den Hängematten lagen. Emanuel bemerkte es und hielt schnell dem Magister den Mund zu: „Ihr seid ein verrückter Kerl nun und in alle Ewig-

keit! Haltet Euer ungewaschenes Maul, oder Ihr erlebt es, daß man es Euch mit siedendem Peche zugießt. Wir haben hier Wichtigeres zu thun, als auf Eure Dummheiten zu hören."

Mit diesen Worten eilte er auf das Verdeck und ließ den Magister in großer Verwunderung zurück, der sich mit seiner Erfindung nicht wenig wußte, und mindestens einen großen Dank dafür einzuernten gehofft hatte. Emanuel aber ging mit starken Schritten auf dem Verdecke hin und her. Die Worte des Magisters hatte er wohl beherzigt, und wenn sein Rath gleich, wie er vorlag, durchaus unnautisch und unausführbar erschien, so konnte man doch mit wenigen Abänderungen daraus einigen Nutzen ziehen. Die Besatzung des Schiffes, die in dem unseligen Streite beider Führer beraubt ward, und wohl Muth zum Zuschlagen, aber sehr wenig Gegenwart des Geistes besaß, erkannte bald, daß Keiner von ihnen geeignet sei, in diesem kritischen Falle, wo ein Orlogsfahrzeug so nahe hinter ihrem Spiegel war, das Commando zu übernehmen, um so mehr, als sie die Einfahrt zur sichern Inselbucht nur sehr unvollkommen kannten. Die genaue Kenntniß derselben war stets nur dem Hauptmanne und seinen Unterbefehlshabern eigen gewesen; diese aber weihten nur Diejenigen in ihr Wissen ein, die sie mit ihrem besondern Ver-

trauen beehrten. Unter diesen Eingeweihten war Emanuel am Bord dieses Schiffes der Einzige, dem man sich anvertrauen konnte. Hierauf baute der Seemann sein gefährliches Spiel und dachte über den Entwurf desselben nach, die Gefährten erwartend, die ihn bald von allen Seiten umdrängten, und um seine Meinung fragten, was man in diesen kritischen Augenblicken zu thun habe.

„Ich will's Euch sagen, Ihr Leute!" sprach Emanuel. „Schon dunkelt der Abend mächtig herein, und ehe eine halbe Stunde vergeht, ist es stockfinstere Nacht. Bis zu dieser Zeit können wir nicht die erste Einfahrt, wie viel weniger die Bai selbst erreicht haben. So laßt uns denn heute Nacht ganz und gar davon abstehen, und morgen mit dem Aufgange der Sonne gehen wir einem unzweifelhaften Sieg entgegen, wenn Ihr das, was ich thun will, genehm haltet."

„Sprich, Emanuel! Sprich!" riefen die Rathlosen.

„Jener Orlogsmann hat unsern Schlupfwinkel entdeckt. Die Unklugheit des Hauptmanns hat ihn selbst hierher gelockt, eine That, die er mit seinem Leben bezahlte. Wenn er entkommt, so wird er mit drei bis vier seiner Gefährten zurückkehren und wir sind geliefert. Darum muß er stranden. Ein Sturm ist nicht zur Hand, der uns diese Mühe abnimmt, also müssen wir selbst Hand an's Werk legen."

„Das wollen wir!"

„Wie soll es geschehen?"

„Wir folgen blindlings Euren Anordnungen!"

Emanuel winkte den Gefährten Ruhe zu, und sagte: „Gebt mir das Jollboot und einen Mann, allenfalls den Magister da, denn es müssen so wenig Hände als möglich von unserm Schiffe entfernt werden. Ich nehme zuerst meinen Cours nach der Brigg. Anfangs laßt Ihr uns ruhig ziehen, aber wenn wir ein Paar hundert Schritte gefahren sind, verfolgt Ihr uns mit Gewehrschüssen, wobei Ihr aber, wie sich von selbst versteht, keine Kugeln gebrauchen dürft. Es folgt von selbst, daß sie auf dem Staatsschiffe dieß bemerken, und mich streng in's Gebet nehmen. Ich werde sagen, daß ich gegen unsere Gesetze gefehlt, daß Ihr mich deßhalb hättet ermorden wollen, daß ich aber meine Bande zerrissen hätte und mit dem Boote geflüchtet wäre, um auf ihrem Schiffe Schutz zu suchen. Ich will es so natürlich machen, daß sie mir glauben sollen, und wenn ich erst am Bord des Schiffes bin, werde ich ihnen solche Richtungen anzugeben wissen, daß sie den Bug an unsern Klippen einrennen. Da habt Ihr's, was ich mir ausgedacht, und wie ich es auszuführen denke, wenn Ihr es in meine Hände legt. Wollt Ihr es indessen nicht, so sagt es gerade heraus, mir gilt es gleich;

ich bin nur Einer, und wo Eure Gurgeln bleiben, da bleibt die meinige auch."

Emanuel trat zur Seite und die Piraten geriethen in eine heftige Debatte mit einander. Unterdessen war ihre Lage wieder bedenklicher geworden. Das Piratenschiff war dem Klippenkranze nahe, und da es nicht die Einfahrt in der Dämmerung wagen durfte, war es genöthigt, umzulegen und seewärts zu halten. Die Brigg dagegen hatte durch zuverlässiges Steuern bedeutenden Luf gewonnen und kam jetzt mit der auffrischenden Brise dem Piraten wieder auf eine bedrohliche Weise näher. Diesen Umstand erwägend, ließen die Piraten alle Bedenklichkeiten fahren, die ihnen noch vor wenig Augenblicken zahlreich entgegen getreten waren, und beauftragten Emanuel, daß er nach seinem Gutdünken handeln und sie retten sollte. Das am Backbord hängende Jollboot ward in das Wasser herabgelassen, so daß man es von dem Deck der Brigg nicht sehen konnte, und Emanuel schlüpfte in dasselbe hinein, von dem Magister gefolgt.

Elftes Kapitel.

Alle Bewegungen des Piratenschiffes waren ein Gegenstand der unablässigen Beobachtung an Bord der Kriegsbrigg. Die seltsamen Manöver, welche jenes Schiff anstellte, hatten die Officiere in die höchste Verwunderung gesetzt, und da sie nicht wußten, in welchem Zustande der Commandant gewesen, wie er geendet und wie er ersetzt worden, so geriethen sie in eine förmliche Verwirrung, die keineswegs nachließ, als nun hinter dem Spiegel des Piraten ein kleines, mit zwei Leuten bemanntes Boot hervorkam, welches die in dem Schutze der Felsen liegende spiegelglatte Flut mit schnellen Ruderschlägen durchschnitt.

„Seht Ihr das Boot?“ fragte der dienstthuende Officier den ersten Steuermann. „Was gilts, sie senden uns einen Parlamentär? Ich bin doch neugierig, welche Art von Unterhandlung dieses räuberische Volk vorzuschlagen im Stande wäre.“

„Ich bin mit Eurer Genehmhaltung anderer Meinung!“ entgegnete der Steuermann. „Ein Parlamentär, wie Ihr es nennt, wäre mit mehr Spektakel von Bord gefahren, er würde eine weiße Flagge zeigen, und dergleichen mehr. Dieser aber scheint sich förmlich von Bord zu stehlen, er sieht flüchtig um sich, und treibt

dann sich und seinen Gefährten zu einer größeren Eile an. Es scheint ihm sehr recht zu sein, daß er von dem Verdecke aus nicht bemerkt wird. Vergebt, Herr Lieutenant, wir haben hier einen Deserteur vor uns; ein Umstand, der für uns nicht unbedeutend ist."

„Ihr mögt Recht haben. Laßt sie also ungestört an Bord, wenn sie es verlangen. Indessen geziemt es uns, auf unserer Huth zu sein, und man soll die Kerle untersuchen, ehe sie über den Fallreep kommen; auch in ihrem Boote muß wohl nachgesehen werden."

Der Steuermann verbeugte sich, zum Zeichen, daß Alles dem erhaltenen Befehle gemäß geschehen solle, als der Lieutenant sich selbst unterbrach: „Ha! Was ist das? Seht dort am Bord des Piraten! Ein Kerl springt auf die Galerie, ein Anderer in die Wanten!"

„Seht Ihr's! Die Flucht ist entdeckt! Da blinkt ein Gewehr! Hurrah, Bursche, tummle Dich, sonst bist Du verloren!"

„Piff! Paff!" lachte der Lieutenant. „Ducke nur den Kopf, es hilft Dir nichts; die Kugel hat keinen Respekt vor höflichen Leuten. Frisch! Noch einen Zug, noch einen! Hurrah! Der Kerl ist jetzt aus dem Bereiche ihrer Gewehrkugeln, denke ich."

„Sie verdoppeln indessen das Feuer! Andere setzen das Boot aus! Oho, meine Jungen, Ihr kommt zu

spät! Euer Flüchtling entgeht Euch! Seid nur still; er entläuft Euren Kugeln, um seines Galgens desto gewisser zu sein!"

Diese Worte sprach der Lieutenant vor sich hin, da der Steuermann ihn bereits verlassen hatte, um das herannahende Boot nach Vorschrift in Empfang zu nehmen, das jetzt mit verdoppelter Schnelle heranbrausete, obgleich hier die See etwas hohl ging und dem Ruderer sehr hinderlich war. Und es that noth, weiter zu kommen, denn die Gefahr war im Steigen. Anfänglich hatten die Piraten ganz nach der mit Emanuel getroffenen Uebereinkunft gehandelt; kaum aber hatte das Boot sich eine kurze Strecke entfernt, als einer der Piraten die Meinung aussprach, der Deutsche möge es wohl nicht ehrlich meinen, und statt das Staatsschiff in's Verderben zu führen, könne es seine Absicht sein, sie selbst in die Gewalt des Feindes zu bringen. Dieser Blitz zündete und entflammte alle Gemüther! Die Piraten, sich jetzt schon in Ketten und Banden erblickend, stießen ein thierisches Geheul aus und griffen zu den Waffen. Sie schossen ihre Gewehre ab, in der Hoffnung, den Verräther zu tödten; aber die Wuth hatte ihnen die Sicherheit geraubt; ihr sonst so scharfes Auge wurde getäuscht, die entsendeten Kugeln blieben wirkungslos, und ein bluterstarrendes Wuthgeschrei wurde ver-

nommen, als nun das Boot vor dem Fallreep des Staatsschiffes erschien.

Beide Ruderer, sowohl Emanuel als der Magister, waren so erschöpft, daß sie nicht ohne Beistand auf das Verdeck gelangen konnten. Die übermäßige Arbeit sowohl, als die Todesangst hatte sie fast gelähmt. Man mußte ihnen eine kurze Ruhe gönnen und ein Stärkungsmittel aus dem Magazine des Doktors reichen, ehe sie zu dem wachthabenden Officier geführt werden konnten. Dieser trat ihnen rasch entgegen und fragte im barschen Tone: „Wer seid Ihr, und was wollt Ihr?"

„Arme Flüchtlinge, Herr!" entgegnete Emanuel. „Alles, was wir wollen, ist, daß wir uns unter den Schutz Eurer Flagge stellen dürfen."

„Ehe ich Euch den gewähren kann, muß ich wissen, wer Ihr seid;" sprach der Officier. „Aber dem Orte nach zu urtheilen, woher Ihr kommt, seid Ihr, wie man zur See sagt, am Regentage vom Luf in den Lee des Großsegels gerathen."

„Wenn Ihr mir zu reden vergönnt," sagte Emanuel rasch, „werdet Ihr finden, daß ich werth bin, von Euch beschützt zu werden, ich und dieser unglückliche Mann. Aber rasch muß es geschehen; denn mein Vorhaben kann nur gelingen, wenn es mit der größten Schnelligkeit ausgeführt wird. Auch möchte ich nicht vor allen Leuten

meine Aussage machen, und bitte Euch dringend, mich besonders anzuhören."

Der Lieutenant winkte den Umstehenden, sich zurückzuziehen und stand Emanuel gegenüber. Dieser sprach rasch, aber zuversichtlich und besonnen; er erzählte, ohne sich auf die nähern Erörterungen einzulassen, wie er vom Bord der „Schelde" weg, und in die Gewalt der Seeräuber gelangt sei; wie er zu ihnen gestanden, wie er die Insel und ihre Zugänge kennen gelernt habe, und was er zu thun gesonnen sei.

Der Lieutenant hörte den Bericht des Mannes mit wachsendem Staunen und ging mit schnellen Schritten auf und ab: „Kerl! wenn Du lügst, so ist die Nock unserer Fockraa ein viel zu ehrlicher Galgen für Dich; sagst Du aber die Wahrheit . . . . Du warst als Vortoppmann am Bord der „Schelde" eingeschrieben, die in diesen Gewässern verloren gegangen ist?"

„Ja, Herr! Und ich kann das genaueste Zeugniß davon ablegen, da mir leider alle Umstände, die dabei vorkamen, nur zu wohl bekannt sind."

„Du hattest zu Deiner Flagge geschworen, und schwurst nachher den Räubern. Soll ich dem Meineidigen trauen?"

„Ich bitte Euch, Herr! wollt nur bedenken, wie unsere Lage war. Hätte ich nicht geschworen, ich wäre

erschossen, wie der Theiß. Ich that's und dafür stehe ich nun hier, um der gesammten Schiffahrt einen großen Dienst zu leisten. Ich denke, es wird eine geistliche oder weltliche Macht geben, die mich von dem Piratenseide entbinden kann."

Der Lieutenant bedachte sich einen Augenblick, übergab dann die beiden Flüchtlinge der Aufsicht des ersten Steuermanns und ging in die Kajüte des Capitains, um diesen von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Es ward alsobald ein Kriegsrath zusammenberufen, woran alle Officiere des Quarterdecks und der Hochbootsmann Theil nahmen. Nachdem der erste Lieutenant seine Aussage gemacht hatte, und eine kurze Berathung gehalten war, wurden Emanuel und der Magister vorgeführt. Letzterem verschloß die Furcht den Mund, aller Emanuel überwand die Scheu, vor einer so mächtigen Versammlung zu reden, und wiederholte Alles deutlich, was er vorhin ausgesagt; machte sich auch verbindlich, die Staatsbrigg unversehrt in die Piratenbai zu bringen, wenn man seinen Aussagen trauen, und ihm das Steuer des Schiffes überlassen wolle.

Als er seine Aussagen gemacht hatte, wurde er wieder abgeführt. Es entstand eine lange und verworrene Berathung, die schwer zu einem gemeinschaftlichen Ziele zu leiten war, da fast eben so viele Meinungen

als Theilnehmer vorhanden waren. Der Beharrlichkeit und Gewandtheit des Capitains gelang es endlich, die verschiedenen Ansichten einander näher zu bringen. Er für sein Theil glaubte an die Ehrlichkeit Emanuel's; die überzeugende Einfachheit seiner Erzählung machte auf diesen gereiften Seekrieger einen tiefen Eindruck, und er traute dem treuen Blick des Auges, der in sein Inneres gedrungen war. Kaum hatte sich daher ein Theil der Officiere mit dem Gedanken vertraut gemacht, von der Laune eines Seeräubers abzuhängen und gewissermaßen unter seinen Befehlen zu stehen, als sich der Capitain erhob und sagte: „Die Stunde drängt; was geschehen soll, muß etweder jetzt geschehen, oder ganz unterbleiben. Ich erkläre hiermit, daß ich den Aussagen jenes Emanuel's traue, daß ich das Schiff nach den von ihm anzugebenden Richtungen steuern lassen werde, und daß ich die volle Verantwortung für alle Folgen auf mich nehme, die dieser Schritt nach sich ziehen kann. Man führe den Mann wieder vor!"

Emanuel erschien und empfing die Erklärung, daß man Alles thun wolle, sich der Insel zu bemächtigen, daß man daher seiner Leitung folgen werde, und ihm wohl zu überlegen gebe, nicht auf Verrath zu sinnen, da sein gewisser Tod die erste Folge davon sei. Für den Fall des glücklichen Gelingens wurden ihm völlige

Verzeihung und andere Vergünstigungen feierlich versprochen. „Bedenke, Mann," sagte der Capitain mit Nachdruck, „daß wir allesammt unsere Ehre in Deine Hände legen!"

Tief ergriffen von dem Ernste und der Milde, womit er von den Officieren des Staatsschiffes empfangen ward, kniete Emanuel nieder und streckte seine Rechte zum Himmel: „So wahr mir Gott helfe!" sprach er mit Thränen erstickter Stimme, „ich will bei dem Rechte verharren!"

Dann aber stand er auf und sagte mit der ihm so eigenthümlichen Ruhe und Entschlossenheit: „Nun aber laßt uns rasch zum Werke schreiten, ehe es zu spät wird. Schon dunkelt der Abend herein und Alles kommt darauf an, daß das Räuberschiff unser ist, ehe die Nacht völlig einbricht. Haltet Eure Brigg gerade auf den Piraten ab, und macht die Böte bereit, um ihn auf diese Weise rasch zu entern. Alles muß schnell gehen, und den Räubern die Gelegenheit abgeschnitten werden, ein Boot an's Land zu schicken, damit die auf der Insel ungewarnt bleiben und unserm Landen kein Hinderniß in den Weg legen. Ihr wißt das Alles besser anzuordnen, als ich, darum thut, wie ich sagte, und laßt mich meinen Platz am Steuer nehmen."

Emanuel trat zu den Männern an der Steuertailje,

und gab die Richtung an, in welcher gesteuert werden sollte. Der Abendwind, der längs den Felsenwänden der Insel hinstreifte, frischte in diesem Augenblick etwas auf, und die Brigg schoß mit scharf angebraßten Segeln dem Piratenschiff entgegen. Dieses hatte unterdessen seine Schaluppe in's Wasser gelassen, und von acht Ruderern fortgetrieben, flog sie dem Lande zu. Aber bereits waren die leichten Böte der Brigg über Bord gesetzt und suchten die Landung der Piraten zu verhindern. Es begann eine förmliche Jagd, und nach allen Seiten hin wichen die Piraten zurück, während sie stets wieder von den Orlogsmatrosen eingeholt und immer mehr in die Enge getrieben wurden. Endlich siegten die letzteren. Das Boot der Räuber wurde so enge eingeschlossen, daß es nicht an ein ferneres Entweichen denken konnte. Ein blutiger Kampf entspann sich, Blut floß von beiden Seiten und die Erbitterung stieg auf's Höchste. Von Feuerwaffen konnte man keinen Gebrauch machen; es fehlte an Raum und Zeit zum Laden und Abfeuern. Man kämpfte Auge in Auge, Stirn gegen Stirn; man rang mit einander und umschlang sich mit eisernen Armen, bis der Besiegte in's Meer sank und seinen Sieger, von dem er die Hand nicht lassen wollte, mit sich in die Tiefe hinabriß. Ein Wuthgeheul ertönte von dem Verdecke des Piratenschiffes, als

der letzte Mann ihres Bootes in die See stürzte und die Orlogsmatrosen ein lautes Siegeshurrah ertönen ließen. Zugleich griffen die Räuber zu den Waffen und eröffneten ein heftiges Gewehrfeuer. Mancher brave Seemann stürzte, von einer Kugel in das Herz getroffen, lautlos in die See oder sank, schwer verwundet, wimmernd zwischen den Duchten nieder; aber wie heftig auch das Feuer unterhalten wurde, die Orlogsböte drangen immer näher auf das Piratenschiff ein, welches sie nach einigen geschickten Wendungen, wodurch sie die Seeräuber zu täuschen und in Ungewißheit zu erhalten wußten, zugleich am Steuer- und am Back-Bord enterten.

„Und sie sollen uns doch nicht haben!“ rief einer der Piraten, mit den Zähnen knirschend, in dem Augenblicke, als der erste Officier mit geschwungenem Säbel auf das Verdeck sprang; „wir müssen nun einmal daran, und da ist es besser, risch in die Luft, als nach dem Spruche ihres Kriegsgerichts mit der hanfenen Schnur um den Hals!“

„Hm!“ entgegnete rasch sein Nachbar und strich sich den blutigen Bart. „Halte von einem solchen Luftsprung nicht viel; hast aber recht, es ist immer besser, als ein Sprung von der Fockraa eines Staatsschiffes. Thu' was Du willst! Ich denk's nicht zu erleben, son-

dern mich so fest mit Einigen dieser Orangenmänner zu verbinden, daß wir Dein Feuerwerk nicht mehr hören und sehen! Hole der Teufel zehn= und tausendfach den hundischen, vermaledeiten Verräther!"

Mit diesen Worten warf er sich den Matrosen entgegen, die, ihrem Officier folgend, auf das Verdeck sprangen, und schlug mit Riesenkraft um sich, so daß die Orlogsmänner stutzten und der Ausgang des Kampfes für sie ungewiß geworden wäre, wenn der Pirat einige Unterstützung gehabt hätte. Der Andere schlich unterdessen, als ob auf dem Mitteldecke nichts vor sich ginge, in die Combüse und kehrte bald darauf mit einer brennenden Laterne zurück, womit er der Kajüte zueilte. Einen Schritt weiter, und das Schicksal Aller wäre entschieden gewesen. Aber bereits hatte er die erste Stufe betreten, als eine Kugel ihn erreichte und er mit zerschmettertem Kopfe die Treppe hinabstürzte.

Der Sieg war vollständig. Die wenigen Piraten, welche dem Blutbade entronnen waren, wurden gefesselt mit ihren eignen Stricken und an Bord der Brigg gesandt. Emanuel kam herüber und sagte zu dem Officier, der am Bord des Piratenschiffes befehligte: „Jetzt kommt der Hauptheil unserer Arbeit. Es gilt, in die Bai einzusegeln, und Ihr werdet sehen, daß sie uns selbst die Signale dazu machen. Ihr merkt nicht, was

um uns her vorgeht; aber ich, geübt in der Art und Weise, wie diese Blutsöhne sich mittheilen, weiß, daß die Höhen am Strande belebt sind, und Alle auf den Ausgang des Kampfes harren, der hier begonnen hat. Seht Ihr nicht dort auf jener Höhe einen matten Schein?"

In der That konnte man, wenn man scharf nach dem bezeichneten Vorsprunge hinsah, einen schimmernden Streifen bemerken, der aus den Felsenspalten hervorleuchtete. Ein Aehnliches wurde an mehreren andern Theilen der Küste bemerkt; doch war Alles nur matt und es ließ sich nicht deutlich sagen, ob es nicht eine Täuschung sei, oder von einer Luftspiegelung herrühre.

„Dort lauern sie und harren des Signales, was ihnen von den Ihrigen gegeben wird!" fuhr Emanuel fort. „Da nun aber keiner von ihnen übrig ist, so will ich es thun, und den Bewohnern der Insel verkündigen, daß ihr Fahrzeug den Sieg über ein Staatsschiff davon getragen hat, und dasselbe als Beute mitbringe."

Er warf einen Feuerbrand in einen eisernen Kessel, der auf dem Hinterdecke wohl befestigt war. Ein dumpfer Knall ward gehört, eine Feuersäule, die für Augenblicke Tageshelle verbreitete, stieg in die Luft, und aus derselben flogen zwölf Raketen, nach allen Richtun-

gen hin, in die Nacht hinaus. Kaum war dies Zeichen gegeben, als man, trotz der wogenden Brandung, ein Freudengeschrei vom Lande her vernahm und die Feuersignale auf den Bergspitzen hell aufleuchteten. Eine Flamme erhob sich nach der andern, und bald war die ganze Bai so erleuchtet, daß man deutlich die verschiedenen Tonnen und Baken sehen und die Klippen vermeiden konnte, die ihre schwarzen Häupter drohend aus der schäumenden Flut emporstreckten.

„Der Weg ist offen!" sprach Emanuel, „und wenn Ihr mir folgen wollt, machen wir uns sogleich an's Werk. Jetzt ist die Ueberraschung mit uns und liefert sie in unsere Gewalt. Warten wir den Tag ab, und sie erkennen den wahren Stand der Dinge, so fallen nicht Alle in unsere Hände; sie fliehen in das Innere der Insel, und es kostet viel Mühe und Sorge, ehe wir unsern Zweck erreichen. Jetzt sind sie unser mit einem Schlage!"

Man begann sogleich dieser Aufforderung Folge zu leisten. Die Segel des Piratenschiffes wurden beigesetzt und scharf an den Wind gebraßt. Emanuel stand am Steuer und leitete das Fahrzeug selbst in den gefahrvollen Kranz von Klippen. Auf ein deßhalb gegebenes Signal zog die Brigg in geringer Entfernung hintendrein. Mit jeder halben Kabellänge vorwärts wurde

es am Strande lebendiger, man bemannte die Böte und machte Anstalt, bei den angekommenen Schiffen an Bord zu gehen. Alle Vorkehrungen waren zu dem Empfange der Gäste getroffen; sobald ein Boot anlegte, sei es am Piratenschiff, sei's an der Brigg, die sie für ihre glücklich errungene Beute hielten, und die Männer sich jubelnd auf das Verdeck schwangen, wurden sie hinterrücks ergriffen, ihnen der Mund geknebelt und sie dann in den Raum geworfen. Alles geschah schnell und gewandt, die Ueberraschten, auf nichts weniger als einen Angriff gefaßt, leisteten keinen Widerstand, und noch hatten die Schiffe nicht den sichern Ankerplatz erreicht, als bereits ein großer Theil der Insulaner in Ketten und Banden lag.

Endlich erreichte man den Platz, wo das Staatsschiff seinen Anker werfen sollte, und dieser rollte in die Tiefe hinab. Die Matrosen der Brigg warfen sich sogleich in die Böte; nach der ihnen von Emanuel ertheilten Weisung stoben sie nach allen Richtungen hin; die Pechkränze glühten auf, sie durchflogen zischend die Luft und in wenig Augenblicken stand die ganze Piratenflotte in Flammen. Ein Schrei des Entsetzens ward vernommen. Weithin leuchtete der Feuerschein und verbreitete Tageshelle am Strande. Dort irrten Greise, Weiber und Kinder händeringend

und schreiend durch einander, den Verräther verfluchend; die wenigen kampffähigen Männer, die noch zurückgeblieben waren, griffen zu den Waffen, sprangen im rasenden Zorn in die noch übrigen Böte und drangen auf die Feinde ein. Ein mörderischer Kampf begann; die Piraten wollten lieber mit dem Säbel in der Hand fallen, als auf dem Hochgerichte enden. Ein Boot mit solchen verzweifelnden Kämpfern stieß mit einem Orlogsfahrzeuge zusammen, in welchem sich Emanuel befand. Schnell ward den Räubern die Ursache dieses nächtlichen Ueberfalls klar, denn bis jetzt war es ihnen unbekannt, wie so plötzlich das Unerwartete sich begeben. Ein Geheul der Wuth und der Vernichtung zerriß die Luft und ein Kampf begann, der mit der heftigsten Erbitterung geführt wurde. Alle Waffen waren gegen Emanuel gerichtet, der hinten im Boote stand und sich mit großer Kaltblütigkeit gegen die Uebermacht vertheidigte. Die Glut des Feuers, welche den Schauplatz des Mordes bestrahlte, leuchtete hoch empor, und das Gekrach und Bersten der zusammenstürzenden Planken übertönte von Zeit zu Zeit das Geschrei der Kämpfenden und das Gestöhne der Verwundeten und Sterbenden.

Endlich unterlagen auch die letzten, und der Waffenlärm schwieg, die Feuerröhren verstummten. Ein gro-

ßer Theil der Orlogsleute hatte sich an's Land begeben und nahmen Besitz von den Magazinen. Sie trieben die Weiber und Kinder der Piraten vor sich her, und sperrten sie in einen Schuppen, der sonst zur Aufbewahrung von Kaufmannsgütern benutzt ward. Die nöthigen Wachen wurden ausgestellt, die übrigen Leute begaben sich an Bord ihres Schiffes, um von den Anstrengungen dieses unvorhergesehenen Kampfes, der so glänzende Folgen für sie herbeiführte, sich zu erholen. Emanuel ward zu dem Capitain beschieden und empfing von ihm, in Gegenwart der andern Officiere, die größten Lobsprüche wegen seines Benehmens und die Versicherung der thätigsten Verwendung, sobald man den Hafen erreichte. Aus eigner Machtvollkommenheit ernannte ihn der Capitain einstweilen zum Bootsmannsmaaten auf seinem Schiffe, da einer von diesen in dem Kampfe gegen die Räuber gefallen war. Ein ansehnliches Geldgeschenk, das ihm geboten wurde, lehnte er ab. „Nicht für Geld habe ich diese Unglücklichen, deren Blut ich getrunken, verrathen. Ich gab die Insel und ihre Bewohner in Eure Hände, um die See von diesen habgierigen Ungeheuern zu befreien, die sich zahllos vermehrten und keinem Schiffe mehr eine freie Fahrt sicherten. Ich that es, um der Menschheit zu nützen, nicht um mich zu bereichern. Ihr mögt es gut meinen,

da Ihr mir dies Anerbieten macht, aber Ihr würdet mich verachten müssen, wenn ich für Geld so viel Blut vergossen hätte. Darum bitte ich auch, daß ich bei der Theilung der Beute, die sich hier vorfinden wird, nicht mit bedacht werde!"

Mit diesen Worten zog er sich zurück und keiner der Officiere entgegnete ihm etwas. Als er das Verdeck betrat, um an einer einsamen Stelle seinen Gedanken nachzuhängen, sanken die letzten brennenden Trümmer der Piratenschiffe in die Flut hinab und verlöschten zischend. Nacht war rings umher. Der Wind hatte ganz aufgehört, der niederländische Wimpel hing regungslos und die Sterne funkelten hell und klar herab auf die Stätte des Mordes und der Verwüstung.

Tiefe Stille herrschte am Bord der Brigg. Emanuel lag auf dem Verdecke ausgestreckt und die Augen zum Sternenhimmel emporgerichtet. An seinem Geiste ging seine ganze Vergangenheit vorüber, von dem ersten Ereignisse seiner Jugend an, bis zu dem blutigen Abenteuer des jüngst vergangenen Tages. Er dachte jener glücklichen Stunde, da er den kleinen Edmund aus dem Strom rettete, und jener bittern, da Herr Adrian van Kraag ihm den Namen: Hexenbootsmann gab, den er immer in solchen Augenblicken hörte, wenn ihm ein trauriges Ereigniß bevorstand. Er gedachte der edlen

Frau, deren Sohn er erhielt, und die ihm dafür mit so viel Freundlichkeit und Milde dankte. Alles stand klar und hell vor seinem Geiste und eine Sehnsucht nach dem stummen Knaben bemächtigte sich seiner, die Worte nicht auszudrücken vermögen. Hatte ihn doch der Dienst während langer Jahre am Bord der „Schelde" gefesselt, und während der ganzen Zeit war er zwar nicht mit Herrn van Kraag in Berührung gekommen, aber er kam auch nicht ein einziges Mal nach Batavia, um sich nach seinem Schützling zu erkundigen. Wohl hatte er dafür gesorgt, daß von Zeit zu Zeit ein Brief an den Pflegevater des stummen Edmund abging, in welchem der größte Theil seines Verdienstes von ihm stets beigeschlossen wurde; aber es war keine große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß diese Briefe jemals den Ort ihrer Bestimmung erreichen würden, da er ihn nicht einmal genau anzugeben wußte, und die Beförderungsmittel, die einem Matrosen zu jener Zeit zu Gebote standen, nicht gerade die zuverlässigsten waren. Aber jetzt! Er hatte die Versicherung von dem Befehlshaber des Staatsschiffes empfangen, daß man geraden Weges nach Batavia segeln werde, und er dort sogleich hinlänglichen Urlaub empfangen solle, um seine Geschäfte zu ordnen. Wäre doch nur jene heiß ersehnte Stunde erst gekommen!

Die Nacht ging ruhig vorüber, aber mit dem ersten Strahl des anbrechenden Tages war Leben und Bewegung überall. Die neu aufgehende Sonne sah auf einen Schauplatz furchtbarer Zerstörung herab. Man begab sich wieder an's Land, um die Magazine zu untersuchen und die Vorräthe in Sicherheit zu bringen. So viel das Staatsschiff fassen konnte, ohne überladen zu werden, wurde an Bord gebracht, und vor allem die Kostbarkeiten, Gold und Silber, geprägtes und ungeprägtes, das sich in großer Menge vorfand. Was nicht mitgenommen werden konnte, davon fertigte man Verzeichnisse an, und brachte es dann in den Magazinen unter, um es zur gelegenen Zeit abzuholen. Die Arbeit ging rasch vor sich und wurde von den Officieren mit gewohnter Umsicht geleitet. Die Weiber und Kinder standen zitternd umher, und vernahmen bebend den Ausspruch des Commandirenden, daß sie jetzt zurückbleiben und später mit den Waaren abgeholt werden sollten, da man jetzt zu wenig Raum habe, um sie mitnehmen zu können. Man gestattete ihnen nur einen kurzen Abschied von den Vätern, Gatten und Söhnen. Es war ein Abschied auf Tod und Leben, die Weiber und Unmündigen blieben zurück, um auf dem Felsen zu verschmachten, wenn man es vergessen sollte, sie abzuholen; die Männer schieden, um fern von diesem Strande den Tod durch Henkershand zu erleiden.

Emanuel hatte die Officiere noch einmal an's Land begleitet und kehrte jetzt mit ihnen an Bord zurück, da man noch vor Sonnenuntergang — es war am dritten Tage nach der Landung — die offne See gewinnen wollte. Durch Zufall war er einige Schritte zurückgeblieben, da sprang ihm ein ergrauter Pirat in den Weg und stieß nach ihm mit einem funkelnden Messer: „Der Stoß ist für Dich, Du hundischer Verräther, und so räche ich alle meine Kameraden!" Das Messer saß tief in Emanuel's Rippen und laut schreiend stürzte er zu Boden. Einer der Officiere wandte sich um und erblickte das neue blutige Schauspiel. Der Mörder ergriff die Flucht, aber die Kugel des Officiers holte ihn ein, und er stürzte todt zu Boden. Emanuel aber ward sorgfältig an Bord gebracht und der Obhut des Wundarztes übergeben. Dann wurde der Anker gelichtet, und mit Mühe und Noth gelang es dem Staatsschiffe, sich durch das Labyrinth von Klippen zu winden und die hohe See zu erreichen. Als man endlich Segel setzen und einen sichern Cours steuern konnte, hüllte die Dämmerung das Meer in seine stillen Schatten, und ein Gehülfe des Wundarztes meldete dem wachthabenden Officier, daß Emanuel von einem heftigen Wundfieber ergriffen sei und zu den lebhaftesten Besorgnissen Anlaß gebe.

Zwölftes Kapitel.

Wir haben Sara ohnmächtig auf einem wüsten Platze zurückgelassen, versteckt hinter einem Haufen alten Schiffsbauholzes, und bewacht von Frèrk, der sich vergeblich bemühte, sie durch Rufen und Schütteln zu erwecken. Die Nachtluft ging kalt und die zarte Gestalt des beklagenswerthen Weibes zitterte vor Frost. Frèrk hatte in der Angst seines Herzens bereits seine Monkeyjacke abgezogen, um sie damit zu bedecken, und lief jetzt, selbst vom Froste geschüttelt, auf und ab, um sich einigermaßen zu erwärmen.

Erst als die Nacht allmählich wich und im Osten ein heller Streifen schimmerte, schlug Sara die Augen auf. Sie sah verwundert um sich her, rieb sich die Stirn und konnte nicht begreifen, wie sie hierher gelangt sei. Aber bald tauchte eine Scene nach der andern aus der vergangenen Schreckenszeit vor ihrer Seele auf; sie schlug die Hände vor das Gesicht, als könne sie dadurch die grauenhaften Bilder verscheuchen, und schrie laut auf. Frèrk, der ihr zur Seite stand, bat, sie möge doch nicht so schreien, damit, wenn ihre Verfolger in der Nähe wären, diese nicht aufmerksam gemacht würden und herbeikämen, um sich ihrer zu bemächtigen.

„Mein Kind!“ rief Sara aus. „Mein Kind! Ich

will mein Kind haben! Wo ist Edmund? Mein armer, unglücklicher Edmund?"

„Der ist bei Meister Emanuel!" sagte Frèrk besänftigend, „und Ihr wißt ja, daß er bei dem in guten Händen ist. Laßt uns nur still und ruhig sein, so wird sich Alles finden, und ehe der Tag zu Ende geht, sind wir wieder beisammen. Den Emanuel laßt nur machen; der ist sehr klug und hat dem Kuffschiffer und dessen Steuermann eine Nase gedreht."

Der Unschuld heiligste Beglaubigung sind Thränen, sie sind der lindernde Balsam für den heftigsten Schmerz. Sara weinte, und das beklemmte Herz ward erleichtert, ihre Gedanken ordneten sich, ihr Geist ward heller. „Ich darf mich nicht ohnmächtigen Schmerzen hingeben!" sprach sie zu sich selbst. „Auf mich allein bin ich angewiesen; auf meinen Führer kann ich mich nicht verlassen; ich muß wohl noch eher für ihn sorgen. So gib denn du, mein himmlischer Vater, in dieser Stunde des Leidens, Kraft und Stärke, damit ich handle, wie es das Geschick von mir fordert!" Und als hätten diese wenigen Worte sie getröstet und erhoben, stand sie von ihrem traurigen Sitze auf und suchte, ob sie noch in dem Besitze ihrer Papiere sei. Diese waren vorhanden. Zwar hatte sie Emanuel das baare Geld anvertraut, aber zu ihrer Freude fand sie noch eine mit Dukaten

wohl versehene Kniptasche an ihrem Gürtel, und forderte nun Frèrk fest und entschieden auf, zunächst mit ihr nach einem Gasthause zu gehen, wo sie sich nothdürftig erholen und dann beschließen könnten, was in der gegenwärtigen Lage weiter zu thun sei. Bald war ein solches gefunden; es lag an dem Ausgange des Zimmerplatzes, auf welchem Sara so unfreiwillig die Nacht zugebracht hatte. Die alte Wirthin nahm sich freundlich der Fremden an; sie fragte nicht erst lange nach dem Woher und Wohin? sie sah, daß Hülfe noth that, und spendete sie gern. Sara ward in ein Hinterstübchen geführt, und freundlich nöthigte die Alte, von dem Lager Gebrauch zu machen, das sich in demselben befand; ein tüchtiges Feuer im Ofen vermehrte die Behaglichkeit, und Sara, selbst nicht wollend, schloß die Augen. Die Natur forderte ihr Recht und sie schlief einige Stunden sanft und ruhig. Die Wirthin bemühte sich indessen den Begleiter Sara's in der allgemeinen Gaststube mit gewärmtem Bier, Brod und Fleisch zu erquicken, und versuchte ihn nebenbei auszufragen. Frèrk schonte das ihm Dargebotene nicht, und indem er dem Frühstück alle mögliche Ehre erwies, erzählte er unausgesetzt, aber in seiner verworrenen Weise, daß die alte Wirthin vielfach mit dem Kopfe schüttelte. Soviel hatte sie indessen verstanden, daß die Dame, die Herberge bei ihr nahm,

während der Nacht ihr Kind verloren habe, und dies war vollkommen genug, um der armen Sara die Theilnahme der Wirthin zu erwerben; diese erinnerte sich dabei ihres eignen Sohnes, den sie vor vielen Jahren eingebüßt hatte. Er war, wie so manches Unglückskind, von den Seelenverkäufern aufgegriffen, und nach Batavia geschleppt worden; dort starb er am gelben Fieber und die Mutter hatte ihn nie wieder gesehen. „Ach ja,“ sprach die Frau in ihrer Weise vor sich hin, während Frerk sich auf die Ofenbank hinstreckte und einschlief: „es ist wohl hart für arme Aeltern, wenn sie ihre Kinder mit Liebe und Sorgfalt großgezogen haben, diese hinsterben zu sehen; doch haben sie noch den Trost, daß sie ihnen die letzten Stunden erleichtern, ihnen die Augen zudrücken, und ein Gebet an ihrem Sarge sprechen können. Aber wenn man uns die Kinder wegnimmt, ohne daß wir wissen, wo sie blieben, wir erst wieder etwas von ihnen hören, wenn sie gestorben sind, das ist noch einmal so traurig; das habe ich auch erdulden müssen, und schütze Gott die arme Frau, daß ihr nicht ein gleiches Schicksal zu Theil werde.“

Als Sara erwacht war, suchte sie sich mit der Wirthin zu verständigen, allein Sara war des Holländischen nicht mächtig, während ihre Wirthin außer ihrer Muttersprache keine andere verstand. Doch hatte sie

errathen, daß ihr Gast eine Engländerin sei, und es fiel ihr ein, daß ihr Nachbar, der Krämer, manches liebe Mal in England gewesen und dieser Sprache vollkommen mächtig sei, sie eilte also ihn herbeizurufen.

Ein wehmüthiges Gefühl ergriff Sara, als sie die befreundeten, so lange entbehrten Klänge der Heimat vernahm; sie konnte sich beinahe der Thränen nicht enthalten. Der Krämer war ein Biedermann; er hörte genau auf die Mittheilungen der Fremden und sagte: er zweifle keinen Augenblick, daß die Seelenverkäufer ihren Begleiter ergriffen und an Bord irgend eines Ostindienfahrers geschleppt hätten, zumal mehrere in der Ausrüstung lägen und es an Händen mangele. Daß man auch das Kind mitgenommen habe, bezweifle er, und dasselbe sei wahrscheinlich auf der Straße zurückgeblieben. Dieß indessen zu ermitteln, reiche seine Stellung nicht aus, und er würde vorschlagen, sich an eine hochgestellte Person zu wenden.

„Ja," entgegnete Sara rasch, „dies ist jedenfalls ein guter Rath, und nichts könnte ersprießlicher für mich sein, als wenn ich mich an den Gesandten meines Landes wendete. Ich hatte diesen Gedanken bereits bei meiner Ankunft in Amsterdam gefaßt, und würde ihn schon ausgeführt haben, wenn nicht dies unselige Ereigniß dazwischen getreten wäre. Habt denn die Güte,

werther Herr, für mich zu erforschen, wer gegenwärtig den Posten eines englischen Gesandten vertritt, und ob er sich hier oder im Haag aufhält."

„Das will ich alsobald in's Werk richten," sprach der ehrliche Krämer. „Es ist nicht weit bis zum englischen Consulat, und dort erfahre ich Alles. Geduldet Euch nur eine kurze Zeit und versucht während dem ein wenig zu ruhen."

Als der Krämer nach einer Stunde zurückkam, meldete er, daß der englische Gesandte im Haag sei und Lord Derwick heiße. Sara erröthete, denn sie hörte den Namen eines nahen Verwandten mütterlicher Seits. Anfangs schwankte sie, ob sie es wagen solle, sich diesem Manne anzuvertrauen, denn sie begriff, daß der Zorn ihrer Familie gegen sie nicht geringe sei; aber im Vertrauen auf den allbekannten ehrenwerthen Charakter Lord Derwick's, im Vertrauen auf ihre gerechte Sache und im Schutze eines großen, namenlosen Unglücks, beschloß sie, die Hülfe jenes Mannes in Anspruch zu nehmen. Der Krämer versprach, für eine gute Reisegelegenheit zu sorgen, auch wolle er sie selbst begleiten und ihre Habseligkeiten aus jenem Wirthshause herbeischaffen, wo sie vor ihrer nächtlichen Flucht wohnte. Den Weg dahin zeigte Frèrk, und Alles ward unversehrt vorgefunden, so daß sie, ihrem Range gemäß, vor

dem Lord erscheinen konnte. Ihre Papiere waren in der vollkommensten Ordnung und ließen nicht den geringsten Zweifel gegen ihre Aussage aufkommen.

Die Reise ward angetreten. Der Krämer und Frèrk — den sie nicht von sich entfernen wollte — begleiteten sie. Man begab sich sogleich in die Wohnung des Gesandten und bewarb sich um eine Audienz. Anfangs machte der Kammerdiener einige Schwierigkeiten, er wollte den Namen Derer wissen, die er zu melden habe. Aber Sara scheute sich, ihn hier zu nennen, und ihre innigen Bitten änderten seine Sinnesart, und bald stand dieselbe ihrem würdigen Oheim gegenüber.

„Verzeihung, Mylord," sprach sie mit zitternder Stimme, „wenn ich es wage, Sie in Ihrem Hause zu stören und um Ihren Beistand anzuflehen; aber ich bin hier ganz fremd, von Unglück gebeugt und von mächtigen Feinden verfolgt...." Ihr versagte die Stimme.

„Fassen Sie sich, Madame!" sprach der Lord gütig. Sein Auge ruhte mit Wohlwollen auf der Unglücklichen, und die Aehnlichkeit, welche sie mit seiner nahen Verwandten hatte, bewegte ihn tief, ob er gleich dies nur für zufällig hielt. „Fassen Sie sich, Madame, sagen Sie mir, was Sie bedrängt, und was ich für Sie thun kann. Vor Allem aber lassen Sie mich wissen, welche meiner Landsmänninnen es ist, die ich in einer so beklagenswerthen Lage vor mir sehe?"

„Ich will es Ihnen sagen," entgegnete Sara in tiefer Bewegung, „wenn ich gleich fürchten muß, daß Ihre Güte sich gegen mich in Zorn verwandelt, wenn ich mein Geheimniß offenbare. Aber ich habe ein reines Gewissen! Wie gerechten Grund auch mein Vater haben mag, mit mir zu zürnen, weil seine Liebe einen solchen Mangel des Vertrauens von Seiten seines Kindes nicht verdiente, wie sehr meine Verwandten aufgebracht sein mögen, weil ich, nach ihrer Meinung, sie beschimpfte, mein Herz spricht mich frei. Aber, Mylord, verzeihen Sie mir, das ist nicht die Art und Weise, wie ich, Ihnen gegenüber, sprechen sollte, denn ich bin Sara, die Tochter Rebecca Derwick's und Algenor Effingham's!"

„Nein! Nein!" entgegnete der Lord, einen Schritt zurückweichend.

„Ich bin's!" sprach Sara weinend. „Und nun ich dies gesagt habe, bitte ich Sie, Mylord, ich beschwöre Sie, diesem schrecklichen Auftritte ein Ende zu machen und mir zu sagen, was Sie über mich beschließen."

„Ehe ich irgend etwas bestimmen kann," sagte der Lord, noch sichtlich überrascht, „muß ich mich genügend überzeugen, worauf sich diese Ihre Behauptung gründet...."

„Ich verstehe, Mylord!" unterbrach Sara mit leichtem Erröthen den Gesandten. „Wenn Sie die Gnade

haben wollen, dies Portefeuille zu durchforschen, so werden Sie in demselben nicht nur die unzweifelhaften Documente meiner Abkunft, sondern auch diejenigen Schriften finden, welche meine rechtmäßige Vermählung beweisen und über den Stand meines Vermögens Auskunft geben."

Der Lord nahm die dargebotenen Papiere und entfernte sich mit einer Verbeugung. Gleich darauf erschien ein Diener, um die Dame in ein anderes Zimmer zu führen, wo sie mehr Bequemlichkeiten finden würde. Erfrischungen wurden angeboten, und Sara harrte mit ängstlicher Ungeduld der Rückkehr des Lords entgegen. Die Minuten däuchten ihr Stunden.

Endlich kam Lord Derwick und schloß sie, als eine theure Verwandte, in seine Arme. „Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, Sara," sprach er tief bewegt. „Sie folgten dem Zuge Ihres Herzens, das kann Niemand mehr würdigen, als ich. Sie hatten das Glück, wenn auch nur kurze Zeit, mit dem Gegenstande Ihrer zärtlichen Neigung vereint zu sein; mich finden Sie an der Schwelle des Alters unvermählt. Das ist die Geschichte meines Herzens! Reden Sie jetzt offen und frei, was ist's, das Sie veranlaßte, nach Holland zu kommen, und welches Unglück ereignete sich hier?"

Sara erzählte Alles und der Lord hörte mit tiefer

Bewegung zu. Als er mit jedem Umstande bekannt war, begann er sogleich die genauesten Nachforschungen. Sie blieben umsonst; denn wer sollte verrathen, was in jener Nacht geschehen war? Niemand, als der Seelenverkäufer. Aber zu dessen Ohr drangen die öffentlichen Aufrufe nicht; denn am Morgen nach seiner Rückkehr gerieth er mit einigen noch habgierigeren Gesellen, als er war, in Streit, und erhielt in einem erbitterten Kampfe mehrere Messerstiche, die seinen Tod herbeiführten.

Lord Derwick blieb hierbei nicht stehen. Während er mit der größten Sorgfalt die Spur des verlornen Knaben zu entdecken strebte, wobei Frèrk nicht wenig in seiner Geistesschwachheit dazu beitrug, die Nachforschenden zu verwirren, bemühte er sich zugleich, eine Aussöhnung zwischen Vater und Tochter zu Stande zu bringen, und setzte sich deßhalb mit Sir Algenor in Correspondenz. Es gelang seinen eifrigen Bemühungen, den Zorn des Vaters zu besiegen und ihn der Versöhnung zugänglich zu machen. Er gestattete es, daß Sara zu ihm kommen, seine Verzeihung und seinen Segen empfangen solle. „Sie muß aber bald kommen," sagte er am Schlusse seines Briefes, „denn ich liege auf dem Siechbette und meine Tage sind gezählt."

Mit großer Umsicht traf Lord Derwick alle Anstalten zu Sara's Abreise und gab ihr einen treuen, sichern

Begleiter mit. Als sie abfuhr, leistete er ihr das Versprechen, in seinen Nachforschungen nicht zu ermatten, und Sara sogleich Nachricht zu geben, wenn er irgend Etwas endeckte.

Die unglückliche Tochter kam zu Effingham-House an. Als Sara an das Bett des Kranken trat, war die letzte Spur der Bitterkeit verschwunden, und nach der ersten Umarmung waren Vater und Tochter auf das Innigste versöhnt. Ihr war vergönnt die letzten Tage des vielgeprüften Greises zu erheitern und ihm in seinen Leiden beizustehen. Als einen Monat später die Herbststürme die letzten Bäume in Effingham-Park entblätterten, sank auch Sir Algenor in die Gruft seiner Väter.

Sara blieb still und einsam, freuden- und freundlos auf Effingham-House zurück. Sie war die Erbin großer Güter geworden, aber sie hatte Niemand, mit dem sie solche theilen, den sie dadurch beglücken konnte. Nur im Wohlthun fand sie einigen Trost. Den unglücklichen Frèrk, der ihr in jener Nacht ein treuer Schutz war, hatte sie zu sich kommen lassen und ihm eine Freistatt bereitet. Der Mensch war ganz Dankbarkeit gegen seine gütige Herrin, und folgte ihr wie ein Schatten. Je längere Zeit verstrich, um so mehr entschwand ihm die Vergangenheit. Er erinnerte sich wohl noch zu

Zeiten an Emanuel und an Edmund, ja bisweilen erschien ihm auch die Gestalt des Kuffschiffers und seines Steuermannes, und ihm kam die tyrannische Behandlung, die er damals vielfach erduldet, in das Gedächtniß zurück; aber dies Alles dauerte nur wenige Augenblicke, und es gab bald für ihn keine Vergangenheit mehr, wie es keine Zukunft gab.

Sara's tiefen Schmerz linderte die Zeit. Sie lebte der wehmüthigen Erinnerung an Gatten und Sohn. Eine innige Theilnahme hegte sie stets für das Land, das ihr Gemahl einige Zeit beherrschte, und das einst das Erbtheil seines Sohnes sein würde. Dieser junge Prinz beschäftigte sie viel, und sie wünschte sehnlichst, daß er ihrem Heinrich an Gestalt und Geist ähnlich werden möge. Es ahnte ihm auch im Entferntesten nicht, wer in einem Lande, fern seiner Heimat, jenseits des Meeres so oft und so inbrünstig für ihn betete.

Als Lord Derwick drei Jahre später, nach Ruhe sich sehnend, seinen Gesandschaftsposten niederlegte, folgte er der dringenden Einladung seiner Nichte, und beschloß, die Zeit, welche ihm zu leben noch vergönnt sei, in der Stille von Effingham-Park hinzubringen.

Dreizehntes Kapitel.

Sara saß unter dem Hauptportal von Effingham-House, und um sie waren die Kinder ihrer Pächter und Dienerschaft versammelt. Es war der Tag, an welchem die Lady ihren Einzug in dem Hause ihrer Väter gehalten hatte, und dieser Tag war jährlich für Alle ein Fest. Wenn ein Ereigniß in dem Schooße der ländlichen Familien sich begab, das nur irgend bis zu jenem Tage hinausgeschoben werden konnte, so geschah es gewiß, damit derselbe dadurch eine neue Weihe erhielte. Die Braut trat am liebsten an diesem Tage zum Altar, er war ihr die Bürgschaft für einen langen und glücklichen Ehestand; der Vater ließ dann am liebsten den Neugebornen taufen, er glaubte dem Kinde dadurch eine Zukunft voll Rosen zu erschaffen. Das war der schöne Baum der Liebe und Dankbarkeit, welchen Sara in den Herzen guter, argloser Menschen pflanzte, und der so gesegnete Früchte trug. Unter dem Schatten dieses Baumes ruhte sie aus von der Pilgerfahrt, die so wenig der Freuden, so viel des Schmerzes für sie in ihrem Schooße trug. Hier lebte sie in der heiligen Erinnerung an den heißgeliebten Gatten, hier fühlte sie den tiefen Schmerz über den Verlust des einzigen Kindes und den noch grausameren über die

Ungewißheit des Schicksals der sprachlosen Waise; hier endlich linderte der mächtige Balsam der dahin eilenden Zeit den brennenden Schmerz, und gab dem mildernden Gedanken Raum, daß ihr Edmund längst nicht mehr am Leben sei, und daß sie mit ihm und dem heißgeliebten Gatten wieder dort oben vereinigt werden solle, wenn sie hier unten, nach dem Vorbilde Gottes, in Liebe und Barmherzigkeit gewandelt und Segen verbreitet hätte. In diesem Gefühl, das endlich zum herrschenden in ihr geworden war, verlebte sie ihre Tage, und kein anderes Ziel vor Augen als nur dies, suchte sie, durch treue Erfüllung so vieler, freiwillig übernommener Pflichten, demselben immer näher zu kommen.

So sah sich Sara auch wieder an einem heitern Frühlingsmorgen von einer Schaar Glücklicher umringt. Die Kinder, welche mit dem Schulmeister erschienen waren, um die Zeugnisse ihres Fleißes darzubringen, wurden mit Belobungen und kleinen Geschenken entlassen, die erwachsenen jungen Mädchen brachten selbstgesponnene Leinwand und andere Proben ihres wirthschaftlichen Sinnes; die jungen Bursche aber luden die Gebieterin für den Abend auf die Gemeindewiese, um Zeugin ihrer Spiele und fröhlichen Tänze zu sein. Sara hatte für Jeden ein freundliches Wort der Gewährung und des Dankes, und mit wehmüthigem Lä=

cheln hörte sie, als die bewegliche Schaar sich endlich zerstreute, das fröhliche Jauchzen und herzliche Gelächter derselben nach und nach verhallen.

Zu der Einsamen trat ihr alter Freund und Beschützer, Lord Derwick, und setzte sich zu ihr: „Sie blühen wie eine Rose, liebe Sara," sagte der freundliche Greis und nahm ihre Hand. „Ich hatte geglaubt, dieser ziemlich laute Empfang, den die Gemeinden Ihnen bereitet haben, würde nachtheilig auf Ihre Gesundheit wirken, so daß ich Anstand nahm, das an mich gerichtete Gesuch zu bewilligen. Aber die Abgeordneten baten so dringend; zudem kannte ich Ihre rührende Zuneigung für die Insassen Ihres Stammhauses, so daß ich nicht anders handeln konnte. Und nun ist ja auch Alles so glücklich vorübergegangen, dem Himmel sei es gedankt; — wir werden hoffentlich noch gegen Abend eine kurze Spazierfahrt nach der Gemeindewiese machen."

„Ganz, wie Sie es wünschen, mein väterlicher Freund," sprach Sara, „ganz, wie es die guten Leute wünschen, die mir so treu ergeben sind. Ich werde Sie dorthin begleiten, und es wird mich ergötzen, wenn ich die belebende Heiterkeit dieser unverdorbenen Menschen sehe. Es sind dies auch für mich Stunden des Glückes und der Freude."

„Meine gute Sara!"

„Glauben Sie es mir, mein Freund! Was mich und

mein irdisches Dasein betrifft, so habe ich mit dem Leben abgeschlossen. Alle meine Hoffnungen sind auf das Jenseits gerichtet. Hier hoffe und erwarte ich nichts mehr. Was mir dennoch zu Theil wird, nehme ich dankbar von meinem gütigen Vater im Himmel an."

Beide blieben neben einander sitzen und unterhielten sich von ihren Pächtern, was man etwa noch für diese thun könne; wie ein Gesuch zu erfüllen sei, welches mehrere von ihnen eingereicht hatten, um ein neues System des Ackerbau's, von dem man sich Wunderdinge versprach, einzuführen, und wie man endlich am zweckmäßigsten für ein glückliches, aber armes Brautpaar sorge, das mit Sehnsucht des Tags der Vereinigung harrte. Alle diese Gegenstände wurden von Lord Derwick und Sara mit solcher Ernsthaftigkeit verhandelt, daß sie das Heranrollen eines leichten Wagens kaum bemerkten, und dem Manne, der aus demselben stieg, nicht eher ihre Aufmerksamkeit zuwendeten, bis er nahe vor ihnen stand.

Der Fremde war ein Mann von vorgerückten Jahren; er wies ein stattliches Aeußere, doch war seine Gestalt bereits gebückt, und die wenigen Haare, die an dem kahlen Scheitel hingen, waren silberweiß.

„Ich bitte um Entschuldigung," sagte der Fremde, „wenn ich störe. Aber da ein Geschäft mich nach Eng=

land und in die Nähe von Effingham-Park führte, konnte ich es mir nicht versagen, einer Dame meine Aufwartung zu machen, die einst meiner besondern Sorgfalt anvertraut war. Darf ich voraussetzen, noch von Ihr gekannt zu sein."

„Herr Johannes Wellenberger?" sagte die Dame lebhaft.

„Der bin ich, Euch zu dienen!" entgegnete der ehrbare Oberalte und Börsenherr der freien Stadt Hamburg, „und es freut mich, Eurem Gedächtnisse noch nicht ganz entschwunden zu sein. Darauf rechnete ich auch einigermaßen, um Euch ungescheut meines Herzens Neigung zu offenbaren. Wenn ich früherhin nicht ganz so handeln konnte, wie ich es wohl gewünscht hätte, so lag dies in den obwaltenden Verhältnissen, die zu beseitigen mir nicht vergönnt war."

„Bitte, mein Herr," fiel Sara ein. „Erspart Euch und mir die Erinnerungen an eine Zeit, die für mich nicht mehr ist, sondern nehmt Euren Platz hier neben uns, und erzählt, welchem Ereignisse ich die Ehre Eures Besuches verdanke.

Der ehrbare Oberalte nahm seinen Platz der Dame gegenüber ein, und fuhr fort: „Wie ich bereits die Ehre hatte zu bemerken, haben mich Geschäfte nach England geführt. Die Politik des Handels von ehedem,

ist nicht mehr die Politik des heutigen Tages. Was uns damals enge mit den Niederlanden verband, ist heute eine drückende Fessel geworden, von der wir uns nicht ohne bedeutende Opfer losgemacht haben. Hätten wir früher gewußt . . . . doch, das gehört nicht hierher und ist nicht dazu geeignet, einer Dame irgendwie Interesse einzuflößen. Von den Niederlanden getrennt, neigten sich die Conjuncturen zu Gunsten Englands, und aus dem Grunde sind unsere Verbindungen mit diesem Lande immer fester und dauernder geworden. Hiesige Freunde kamen nach Deutschland und knüpften persönlich neue Verhältnisse an; in gleicher Absicht verfügten sich deutsche Kaufleute nach London und andern großen Handelsplätzen, und so kam auch ich hierher. Ich würde Unrecht haben, wenn ich sagte, daß mein heutiger Besuch so ganz ohne Absicht ist, denn mich führt wirklich eine Absicht hierher."

„Was habt Ihr mir zu sagen?" entgegnete Sara mit einiger Unruhe, die Hand Lord Derwick's ergreifend.

„Ich bitte Euch, edle Frau," entgegnete der Kaufmann rasch, „Euch im Geringsten nicht zu beunruhigen; es ist nichts Trübes, was ich Euch mitzutheilen habe. Es ist eine Anfrage, die ich machen muß, eine Vorfrage, so zu sagen, und bitte Euch, um eine einfache aber deutliche Antwort."

„Was wünscht Ihr zu wissen?“

„Der junge Prinz Heinrich, der Sohn Eures Gemahls . . . .“

„Ich bitte Euch, mein Herr!“ unterbrach die Dame den Kaufherrn.

„Seid um Geduld gebeten, edle Frau!“ entgegnete der Handelsherr. „Ich würde um die Welt nichts sagen, wodurch Euch zu nahe getreten werden, oder was Euch betrüben könnte. Der junge Fürst hat auf einige Zeit sein Land verlassen, um auf auswärtigen Universitäten seine Kenntnisse zu vervollkommnen. Was er in dem väterlichen Schlosse, umgeben von den Vertrauten und Dienern seiner Mutter, der stolzen Fürstin Juliane, nicht vernommen hatte, wird ihm in der Fremde, in einer freiern, ungebundeneren Umgebung kund. Er lernt die Geschichte seines Vaters kennen. Er scheut sich, derselben Glauben zu schenken, und wendet sich an einen Freund des Vaters, den würdigen Geistlichen Reinhold, der sich im hohen Alter in die Stille des Klosters zurückgezogen hat, und dort seine Tage beschließen will. Zu diesem Manne eilt er jetzt; er findet ihn auf dem Siechbette und empfängt aus dem Munde des nun schon selig Entschlafenen eine treue Schilderung jener Ereignisse mit allen Nebenumständen. Als darauf der junge Fürst eine Reise durch das deutsche

Vaterland antrat, und ebenfalls nach Hamburg kam, gönnte er auch mir die hohe Ehre seines Besuches, da er wußte, daß mir Eure Angelegenheiten nicht fremd waren. Ich verhehlte ihm nichts, sowohl hinsichtlich Eurer Reise nach Hamburg, als auch wegen des Verlustes Eures Söhnleins und Eures jetzigen Aufenthaltes. Der gnädige Herr war tief bewegt, und dies ist sein Auftrag an Euch: Er schätzt und ehrt in Euch die edle Freundin seines Vaters, und wünscht dies Gefühl seines Herzens vor aller Welt offen kund zu geben. Jetzt zwar könnte dies nur auf eine unvollkommene Weise geschehen. Aber der Tag seiner Volljährigkeits-Erklärung, an welchem er zugleich die Zügel der Regierung ergreifen wird, ist nicht mehr fern, und er wird an diesem Tage eine Akte unterzeichnen, die Euch eine Eurem Range angemessene Stellung sichert, und Euch zu gleicher Zeit, bei Uebersendung derselben, einladen, Euren Aufenthalt in seinen Staaten zu nehmen."

Diese Nachricht machte einen tiefen Eindruck auf Sara; zwar war sie entschlossen, ihre stille Heimat, welche sie in dem Park ihrer Väter gefunden hatte, nicht mehr gegen die geräuschvolle Welt, der sie fremd geworden, ja der sie eigentlich nie angehört hatte, zu vertauschen, doch rührte sie das edle Anerbieten des jugendlichen Prinzen, und ihre Augen flossen von Freu-

denthränen über: „Vergebt mir, Herr Wellenberger, daß ich nicht im Stande bin, Euch eine Antwort zu geben, wie Ihr sie wünschen möget; aber Ihr werdet die Bewegung meines Gemüths natürlich finden und mich entschuldigen. Ich heiße Euch als gerne gesehenen Gast zu Effingham-Park willkommen, und bitte meinen Oheim, die Pflichten der Gastfreundschaft erfüllen zu wollen.“

Sie entfernte sich schweigend und Lord Derwick rief seinen Kammerdiener herbei, dem er einige Befehle gab; dann bat er den Gast, ihm zu folgen.

„Ehe ich von der Gastfreundschaft Gebrauch mache, die mir in diesem edlen Hause geboten wird,“ entgegnete der Kaufmann, „muß ich noch Etwas erwähnen, was ich nur durch einen Zufall erfuhr, was ich aber in Gegenwart jener Dame nicht zu berühren gewagt habe. Ihr indeß, Mylord, seid ein Mann und werdet mir Antwort nicht versagen.“

„Sie soll Euch werden,“ antwortete der Lord, „und ich hoffe, Ihr werdet meine Aufrichtigkeit nicht in Zweifel ziehen.“

„Dies sei ferne!“ sagte der Kaufmann. „Es ist mir bekannt, daß die Dame, die uns so eben verlassen hat, einen Sohn besaß, der Ihr auf eine nicht ermittelte Weise entwendet ward. Die Spur leitete nach Holland;

sie fand glücklich ihr Kind, wurde dann auf's Neue von ihm getrennt, und ihr Sohn blieb für die Mutter für immer verloren."

„Es ist genau so, wie Ihr sagt!" entgegnete der Lord.

„Und auch später hat man niemals etwas vernommen, was über das Schicksal des Verlornen einiges Licht verbreiten könnte?"

„Nein! Niemals!"

„Doch läßt sich vermuthen, daß die Nachforschungen Eurerseits und Seitens der Mutter stets mit Eifer fortgesetzt worden sind?"

„Unsere Aufmerksamkeit hat sich nichts entgehen lassen, bis wir, da uns Alles fehl schlug, uns sagen mußten, daß menschliche Hülfe hier nicht ausreiche. Seit einigen Jahren haben wir unsere Nachforschungen aufgegeben."

„So bringe ich denn Eurer Lordschaft ein Indicium, welches wohl Veranlassung geben könnte, die abgebrochenen Nachforschungen wieder aufzunehmen."

„Wie! Was sagt Ihr?"

„Wollet vor allen Dingen wohl bemerken, Mylord, daß ich nur von einer Vermuthung spreche. Wäre es irgend etwas mehr, so würde ich mich gleich an die Mutter gewendet haben. Ich aber habe es vorgezogen,

mit Euch über dies Ereigniß zu sprechen, und es dann Eurem Verstande anheim zu geben, was Ihr in dieser Angelegenheit weiter zu thun für gut findet."

„Sprecht schnell! Von welchem Gerüchte, von welcher Vermuthung ist hier die Rede?" unterbrach Lord Derwick den Kaufmann mit allen Zeichen lebhafter Ungeduld.

„Es ist ein Zeitungsgerücht," entgegnete Herr Johannes Wellenberger, „eine Art von Gerücht, worauf ich sonst nicht viel gebe, da man die Quellen kennt, woraus sie gewöhnlich entspringen. Dieses Mal ist es ein anderes. Obgleich die Mittheilung aussieht wie ein Roman, der von müßigen Leuten geschrieben und gelesen wird, die nichts Besseres zu thun haben, so ist doch in demselben so viel Natürliches und Wahrscheinliches, daß ich keinen Anstand nehme, zu glauben, hier sei die Spur des verlornen Kindes aufzufinden."

„Und wo finde ich diese Zeitung?"

„Hier, Eure Lordschaft! Der genannte Artikel ist „Astar's Jugendgeschichte" benannt und befindet sich in diesem Blatte. Es hat mich gefreut, Euch und der edlen Dame, der ich von frühern Zeiten her hoch verpflichtet bin, einen Dienst leisten zu können, von dem ich nur wünschen will, daß er fruchtbringend für sie sein möge. Scheint es Euch der Mühe werth, die angedeutete Spur

zu verfolgen, so werdet Ihr auch ermitteln, welche Wege Ihr deßhalb einschlagen müsset, und des Himmels Segen möge Euch seinen Beistand leihen. Erlaubt mir nun, mich in Eurem Hause einige Augenblicke zu erholen, und laßt mich dann wieder nach der Stadt zurückkehren. Meine Reise nach Deutschland ist auf morgen festgesetzt, und da ich vermuthe, daß jenes Blatt Euch viel zu denken geben wird, so erlaubt, daß ich mich schon jetzt von Euch verabschiede, und bringt auch Eurer Nichte meinen achtungsvollen Gruß."

Der Lord versuchte zwar, seinen Gast zu einem etwas längeren Bleiben zu bewegen, indessen beharrte der Kaufmann bei seinem Vorhaben, und fuhr nach einer zweistündigen Rast wieder zu Effingham-Park hinaus.

Lord Derwick hatte sich unterdessen mit dem Zeitungsblatte in die Bibliothek zurückgezogen und den angedeuteten Artikel verschlungen. Er las ihn mehrere Male; und jedes Mal ward die Ueberzeugung, daß das hier Gesagte die reine Wahrheit sei, fester. „Wäre es möglich!" rief er vor sich hin. „Sollte mir am Rande des Grabes noch die Lösung dieses Räthsels werden? O Gott der Güte, wie führest Du Alles so wunderbar! — Aber vorsichtig, vorsichtig muß ich zu Werke gehen, damit die arme Mutter nicht zu sehr erregt werde,

und dann doppeltes Leid zu tragen hat, wenn sich auch dieses Gerücht als ein gehaltloses erweist. Ich darf ihr jetzt noch nichts davon sagen, daß eine Hoffnung aufgetaucht sei, das verlorne Gut wieder zu finden. . . .“

Hier war der Lord unterbrochen. Sara hatte den Kaufmann abfahren sehen, und verwundert darüber, daß er ohne Abschied ging, fragte sie nach dem Oheim. Ohne von diesem bemerkt zu werden, trat sie in die Bibliothek und vernahm sein Selbstgespräch: „Um aller Heiligen willen!“ rief sie laut, „von welchem verlornen Gute redet Ihr?“

Lord Derwick erschrack. „In der That, liebe Sara! Ihr setzt mich in Erstaunen! Woher diese Aufregung? Zu wem sollte ich geredet haben? Ihr seht, daß ich allein bin!“

„Ihr spracht laut vor Euch hin, so wurde ich absichtslos mit dem bekannt, was Ihr sagtet. Was ist's, das Ihr mir nicht sagen dürft? O, schüttelt nicht Euer ehrwürdig Haupt. Der Kaufmann hat mit Euch längere Zeit gesprochen, als ich Euch schon verlassen hatte. Gleich nach dem Gespräch zogt Ihr Euch hierher zurück. Ihr wißt irgend Etwas, das auf mein Schicksal Bezug nimmt, und sinnt darüber nach, wie Ihr es mir verkünden sollt. Sagt es mir gleich, ich bitte Euch! Was es auch sei, es wird mich nicht härter treffen, als mich

diese grauenvolle Ungewißheit quält, die mich ja schon mein ganzes Leben verfolgt. Redet, Lord Derwick!"

Der Lord versuchte zwar auf alle nur mögliche Weise auszuweichen; aber er vermochte den dringenden Bitten Sara's nur kurze Zeit beharrlichen Widerstand entgegen zu setzen, und reichte ihr endlich das Journal mit dem Bedeuten, sorgfältig zu prüfen und sich nicht von der Lebhaftigkeit ihres Gefühls fortreißen zu lassen. Sara hörte nicht auf die Ermahnungen des Greises; sie las mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, sie verschlang den Inhalt des Blattes, Thränen stürzten aus ihren Augen, und mit dem Ausrufe: „Er ist's! Er ist's! Es ist mein Edmund!" warf sie sich in die Arme des Oheims.

„Fassung, mein liebes, theures Kind! Fassung!" bat der Lord. „Du hältst nicht Wort! Diese Erregtheit . . . ."

„Das wundert Dich? Finde ich nicht einen Todtgeglaubten? Finde ich nicht meinen Sohn wieder?"

„Wir haben nichts erfahren, was uns berechtigt, diese Ansicht als gewiß anzunehmen. Es ist am Ende nur ein Gerücht, wie solche täglich von den Zeitungen verbreitet werden, ohne irgend einen Halt zu haben."

„Das sollte eine Lüge sein! Nimmermehr!"

„Und wenn es doch wäre! Wie bitter müßten wir dann später die süße Täuschung bezahlen."

„Gewiß, gewiß! Darum können wir auch nicht schnell genug die Wahrheit erforschen.“

„Recht, liebe Sara! So will ich denn auch gleich an mehrere einflußreiche Freunde schreiben . . . .“

„Was wollt Ihr thun, Oheim!“ fragte Sara. „Nicht doch! Wie viele Zeit haben wir nicht schon mit Hin- und Herschreiben früher unnütz verloren! Ich habe die Hoffnung, daß mein Sohn lebt! Ich darf mich dem Glauben überlassen, seine Spur gefunden zu haben, und sollte jetzt die weitere Sorge des Wiederauffindens Fremden verdanken! Nein, das kommt Euch nicht in den Sinn. Seht, wie aufgeregt ich bin, und urtheilt, wie mich Unthätigkeit verzehren würde! Ich kann jetzt nicht müßig sein, und nur, wenn ich überall selbst handle, vermag ich diesen Sturm zu besänftigen, der jetzt mein Inneres durchwühlt.“

Lord Derwick stand von dem nutzlosen Versuche ab, seine Nichte zu bestimmen, sich in dieser Angelegenheit leidend zu verhalten. Beide reisten zusammen nach London. Gleich bei dem ersten Besuche, welchen sie einer einflußreichen Person machten, die mit dem verstorbenen Sir Algenor in freundschaftlicher Beziehung stand, vernahmen sie, daß die Regierung im Begriff stehe, eine Flotille nach Indien abzusenden, und daß eines dieser Fahrzeuge bestimmt sei, in Java einzulaufen. Dieß schien

Sara ein Wink des Himmels; sie vertraute dem Freunde des Vaters ihr Schicksal und ihre Absichten. Seiner Vermittlung dankte sie es, daß ihr die Ueberfahrt nach Java auf dem Regierungsschiffe gestattet wurde, und drei Wochen später befand sie sich schon mit Lord Derwick, der sie nicht hatte verlassen wollen, jenseits des Canals und sah, fortgetragen von den Wogen des atlantischen Oceans, die blaue Küste Altenglands nach und nach aus ihrem Gesichtskreise verschwinden.

Vierzehntes Kapitel.

Die täglich wachsenden Handelsverbindungen Alt-Niederlands in den fernen indischen Gewässern, sowie die Ueberhandnahme des Seeraubes in dortiger Gegend, hatten schon seit längerer Zeit eine Vergrößerung der Kriegsmarine nothwendig gemacht. Wenn sonst zu bestimmten Zeiten einzelne Schiffe von dem Mutterlande nach Java abgingen, um für drei oder mehrere Jahre dort zu kreuzen, und ein anderes dafür aus den Colonieen nach Europa zurückkehrte, so ward Batavia jetzt zu einer förmlichen Station umgeschaffen. An der Spitze derselben stand ein Schout-bij-Nacht, unter dessen Befehle eine beträchtliche Flotte gestellt war. Diese be-

fand sich fast unabhängig von dem Marinestaat in der Heimat, und nur was von Zeit zu Zeit als unbrauchbar ausrangirt wurde, kehrte nach Holland zurück, um von dorther durch Neues und Dauerhaftes ersetzt zu werden. Das Amt eines solchen Schout-bij-Nacht, wie die niederländische Marine ihre Contreadmirale benennt, war ehrenvoll und einträglich zugleich. Der Officier, der es bekleidete, war nicht allein ein vielvermögender, einflußreicher Mann, er war gewissermaßen unabhängig und nur dem Mutterstaate verantwortlich. Aber Gott ist hoch und vom Haag nach Batavia ist eine halbe Weltlänge; längst war der ungerecht Leidende eine Beute des Jammers geworden, ehe seine Stimme durch die Länder und Meere drang, die ihn von seinen natürlichen Beschützern trennten. Es konnte nicht fehlen, daß eine Stelle, die dazu gemacht war, jede Richtung des Ehrgeizes so vollständig zu befriedigen, von Allen, die nur irgend ein entferntes Anrecht zu haben wähnten, auf das Eifrigste gesucht wurde; aber wie Viele kehrten mit getäuschten Hoffnungen an Bord ihrer Schiffe zurück, um ihren Zorn an einem unschuldigen Schiffsvolk auszulassen; denn welches Unangenehme geschieht zur See, das nicht ein armer Matrose ausbaden muß?

Wir begrüßen, als den gegenwärtigen Schout-bij-Nacht einen Bekannten, den wir seit längerer Zeit aus

dem Gesicht verloren haben, nämlich Herrn Adrian van Kraag. Dieser Officier, dessen große Verbindungen in den Niederlanden zu Manchem verholfen, und über Manches weggeholfen hatten, dankte auch diesen Posten seinem Vater und dessen Anhang, der noch gestiegen war, seitdem er aus der Reihe der Gesandten geschieden und ein Mitglied des Kabinets geworden war. Wie ungern auch Herr Adrian vor vielen Jahren mit dem „Kaiman" die Reise nach Batavia antrat, die so manche seiner schönsten Wünsche zu vernichten schien, er fand bald Geschmack an dem sybaritischen Leben, welches die Reichen und Mächtigen dort führten; die Zeit wurde ihm immer weniger lang, es kam ihm zuletzt kaum gelegen, daß er nach Europa zurücksollte, und als es nach drei Jahren doch dazu kam, geschah es nur mit dem Vorsatze, sobald als möglich nach Indien zurückzukehren. Es gibt Glückskinder, denen nichts mißlingt, was sie irgend wollen und ernstlich betreiben. Zu diesen schien auch, hinsichtlich seines Avancements, Adrian van Kraag zu gehören. Er wurde Fregatten-Capitain, ging als solcher mit einem stattlichen Vierzig-Kanonenschiff nach Batavia, und war mit geheimen Instructionen und feierlichen Zusicherungen vollständig ausgerüstet. Sein Vorgänger im Amt erhielt, zufällig oder absichtlich, von diesen Vorherbestimmungen Kenntniß, er

ärgerte sich darüber um so mehr, als er ein rechtschaffner Mann gewesen und in jeder Hinsicht seine Schuldigkeit gethan hatte, bekam ein Gallenfieber und starb. Herr van Kraag nahm ohne Schwierigkeiten seine Stelle ein, versammelte am Tage der Uebernahme einen glänzenden Kreis von Officieren und Beamten um sich, beklagte den Hingeschiedenen, rühmte seine Verdienste um die Colonie und gelobte, in dessen Sinne fortzuwirken, welches in Herrn van Kraag's Munde nichts viel Anderes sagen wollte, als: Ich werde thun, was mir wohlgefällt. In der That schien er auch diese Voraussetzung wahr machen zu wollen; denn er herrschte in seinem Bereiche mit schrankenloser Willkür, und wußte diese auch zu Zeiten in andern, ihm ferne liegenden Kreisen geltend zu machen; sein Ehrgeiz war unersättlich, und um ihn einigermaßen zu befriedigen, war ihm kein Mittel zu groß oder zu klein. Bei diesem Fortschreiten auf der Bahn des Ruhmes schwanden die Ereignisse der Vergangenheit immer mehr aus seinem Gedächtniß. Er hatte Sara's, er hatte Edmund's ganzes Schicksal verschuldet, er hatte, um eine flüchtige Sinnenlust zu befriedigen, Beide namenlos unglücklich gemacht, und jetzt gedachte er ihrer noch kaum. Die Liebelei hatte dem Ehrgeize weichen müssen; nicht um seinem Herzen genug zu thun, sondern um sein Ansehn und seine

Macht zu befestigen, verband er sich mit der Tochter eines der reichsten Männer auf Java; er fand in dessen Macht und Vermögen eine neue sichere Stütze; die Satrapen des Schwiegervaters wurden auch die seinigen.

Ein Jahr darauf fand die Vermählung der schönen Rajahstochter mit dem Gärtner Astar statt. Nach dem Wunsche dieses Letztern und seiner Nanga wäre sie in aller Stille vor sich gegangen, aber der Rajah wollte, daß Stadt und Land an dem Feste Theil nehmen sollten. Er wünschte mindestens bei dieser Gelegenheit sich mit einem Scheinglanze zu brüsten, da ihm die Mittel genommen waren, sich in der wirklichen Herrlichkeit eines mächtigen Fürsten zu zeigen. Von allen Seiten strömten die Gäste herbei; nicht nur die Eingebornen, im phantastischen Schmuck, in goldenen Palankinen oder auf hochgethürmten Elephanten, auch die Einwohner der Hauptstadt von europäischem Geschlechte, umgeben von Schaaren reich geschmückter Sclaven, und die hochgestellten Beamten der Regierung und der Compagnie. Jeder für sich selbst ein mächtiger Despot, der Hoffnungen zerknickte und Furcht erregte.

Unter diesen Allen wandelte Adrian van Kraag auf und ab, und ward überall mit der seinem hohen Range und seinem Einflusse gebührenden Ehrfurcht begrüßt. Er antwortete abgemessen höflich, war herablassend und

gewann in diesem Lande der Sclaverei und des Despotismus durch sein kluges Benehmen unter den Mitgästen an Ansehen. Jetzt sollten die Ceremonieen beginnen. Das junge Brautpaar wurde eingeführt und der gesammten Gesellschaft, dann aber noch den einzelnen Bevorrechteten besonders vorgestellt. Der Rajah trat mit den Kindern zu Herrn van Kraag. Als Astar ihn gewahrte, überflog ihn ein leises Zittern, er wechselte die Farbe und wandte das Auge ab, um der bittern Empfindung, die in ihm aufstieg, nicht noch mehr Nahrung zu verleihen. Es war eine finstere Stelle in seinem Gemüthe, die jetzt plötzlich erhellt wurde; eine nächtliche Gestalt, die bisher vor seiner Phantasie in unbestimmten Umrissen hin- und hergaukelte, empfing auf einmal Bedeutung und Leben. Er schauderte und eine trübe Ahnung beschlich sein Gemüth; sie warf einen finstern Schatten auf seinen glänzenden Festmorgen. Adrian van Kraag stutzte bei dem Anblicke des Jünglings. Er hätte in ihm unmöglich den Knaben wieder erkennen können, den er einst aus dem Garten seiner Mutter entführte, um diese seiner verbrecherischen Leidenschaft geneigt zu machen; aber eine wunderbare Aehnlichkeit in der Gesichtsbildung dieses Stummen mit jener Frau erregte sein Nachdenken, und mit einer Verbeugung trat er schnell zurück. Das Zusammen-

treffen Beider war nur kurz, es beschränkte sich auf die Dauer weniger Secunden, aber die Wirkung desselben blieb nachhaltig.

Adrian hatte sich zurückgezogen und überließ sich in der Einsamkeit des Gartens dem Nachsinnen: „Er ist's! Er muß es sein! Hier verlor sich die Spur des Kindes und hier finde ich den Jüngling wieder! Ob er mich erkannte? Ich muß es fast vermuthen, denn er wechselte die Farbe und wandte sich ab. Sollte es aber möglich sein? Er, damals noch ein Kind, und nach einem solchen Zeitraume! Darüber muß ich Gewißheit haben! Wäre dem so, dann muß ich mich sicher stellen, daß seine Bekenntnisse —— Pah! Was kann er mir schaden! Mir? Ich bin ängstlich ohne Noth! — He! Hollah! Was gibt's da?“

Diese letzten Worte galten einem Officier, der sich rasch näherte und vor seinem Gebieter stehen blieb.

„Um Entschuldigung, Herr Admiral! wenn ich Euch hier störe, aber mir ist die bestimmte Weisung geworden, meine Meldung ohne Zögern zu überbringen....“

„So zögert nicht! Redet!“

„Es ist so eben eine englische Fregatte eingelaufen, die uns den üblichen Salut gegeben und in gleicher Weise zurück empfangen hat. Die Fregatte hat Depeschen für Euch mitgebracht, die sogleich in Eure Wohnung

gesandt worden sind. Ihr habt nun zu bestimmen, ob Ihr sie hierher geschickt haben wollt. Zugleich habe ich zu melden, daß sich am Bord der Fregatte, als Passagier, ein Lord Derwick befindet, der von hoher Hand auf das Dringendste empfohlen wird. Er hat sich bereits zu dem englischen Consul begeben, der ihn auf das Zuvorkommendste bei sich empfangen hat, und bei Euch anfragen läßt, wann es Euch genehm wäre, seine Herrlichkeit zu empfangen?"

„Davon nachher! Was habt Ihr mir sonst zu sagen, Herr Lieutenant?"

„Außerdem ist noch zu melden, daß jener deutsche Matrose, der auf der Pirateninsel gefunden ward, der von dem Capitain der Brigg, welche die Eroberung so glänzend ausführte . . . ."

„Bitte Euch, Herr, mehr Kürze! Was ist's mit diesem Deutschen? Wie hieß er doch?"

„Emanuel! Herr Admiral."

„Emanuel!" Adrian hielt inne. War es nicht ein Emanuel gewesen, der ihm einst hindernd in den Weg trat? War er nicht Schuld, daß die Beute, die er schon so sicher zu haben glaubte, ihm wieder verloren ging? Konnte es nicht der Hexenbootsmann sein, dem er einst glühende Rache geschworen hatte, und diesen Schwur noch nicht hatte erfüllen können? Wenn er es wäre!

Aber, gewohnt sich zu beherrschen, barg er die glühende Empfindung in seiner Brust, und fragte den Ordonnanz-Officier mit der äußersten Ruhe: „Was ist's mit diesem Menschen? Kurz, wenn ich bitten darf."

„Ihr wollt Euch erinnern, gnädigster Herr, daß die gefangenen Piraten damals einstimmig gegen ihn aussagten und behaupteten, er habe ebenfalls Seeraub verübt, was allerdings mit der Aussage der Officiere nicht zusammenstimmte. Es konnte aber damals keine genaue Untersuchung angestellt werden, weil der Angeklagte schwer verwundet darnieder lag, und erst hergestellt werden mußte. Diese Herstellung ist nun erfolgt, und mehrere Verhöre haben stattgefunden. Er behauptet zwar seine Unschuld; da sich aber das Zeichen der Piraten auf seinem Körper eingebrannt findet, da er selbst eingesteht, ihnen geschworen zu haben, wenn gleich nur zum Schein, um der guten Sache besser zu dienen, so ist das Kriegsgericht der Meinung, daß hier auf Schuld zu erkennen sei, und bittet Euch um Eure Meinung."

Bei jeder andern Veranlassung ähnlicher Art würde Herr van Kraag ohne Zweifel durch seine einfache Zustimmung die Leiden des armen Angeklagten verkürzt haben, allein in dem vorliegenden Falle wollte er sich erst überzeugen, ob seine Vermuthungen richtig wären, um dann vollere Rache nehmen zu können, und befahl

daher dem Officier, den deutschen Matrosen ihm gegenüber zu stellen.

Der Officier entfernte sich, nicht ohne sich im Stillen über die Aufmerksamkeit zu wundern, die sein Chef einer so geringfügigen Angelegenheit widmete.

Das Fest hatte unterdessen seinen Fortgang. Der englische Consul war erschienen und hatte einen ihm empfohlenen Gast eingeführt. Es war Lord Derwick. Unbekümmert um die Pracht und Herrlichkeit des Orients, die sich vor ihm entfaltete, hatte dieser Greis nur einen Gedanken: Astar. Es drängte ihn, den Jüngling zu sehen, und zu prüfen, ob derselbe eine entfernte Aehnlichkeit mit seiner Nichte habe. Endlich stand er in der Nähe des Bräutigams, ohne von diesem bemerkt zu werden; er sah den Jüngling mit inniger Theilnahme an, und Thränen rollten über seine Wangen: „Er ist's! Er muß es sein!" sprach er vor sich, „so sehr kann die Natur nicht lügen. Ganz und gar ihr Abbild. Ich preise Gott aus der Fülle meines Herzens, daß er uns bis hierher gelangen ließ, und daß sich nun Alles so schön erfüllt. Eine abermalige Täuschung hätte die Unglückliche nicht überstanden. Aber nun sei auch kein Moment gezögert; nicht länger soll sie den Langvermißten entbehren! Wäre ich nur schon bei ihr! — Kommen Sie, theurer Sir, kommen Sie!" — Diese letzten Worte

galten dem Consul, an dessen Arm er sich hing und in ängstlicher Hast sich entfernte.

Indessen waren die Befehle des Schout-bij-Nacht erfüllt worden, und Emanuel ward in den Garten des Rajah geführt. Noch litt der vielgeprüfte Seemann an seiner Wunde, die Folgen eines klimatischen Fiebers, das ihn unlängst befiel, waren noch nicht ganz gehoben, und er vermochte kaum, sich aufrecht zu halten. Die Wache, die ihn begleitete, stellte ihn dem Richter gegenüber und befahl ihm, denselben in Ehrerbietung zu grüßen. Adrian van Kraag blickte den Seemann fest an, sein glühendes Auge wollte ihn fast durchbohren; dann flog ein Lächeln des Grimms und des Hohnes über seine Lippen, und er rief: „Hexenbootsmann! Was sagst Du jetzt?“

„Ich sage nichts, als dies Eine, was ich schon öfter sagte, wenn ich Euch gegenüber stand,“ antwortete Emanuel: „Ihr werdet mit mir verfahren, wie Ihr Macht habt.“

„Das will ich. Bisher bist Du mir listig entkommen und hast den Galgen um sein wohlerworbenes Eigenthum gebracht. Aber jetzt wirst Du mir nicht mehr entrinnen.“

„Möchte es auch nicht, Herr! Ich habe so viel Kummer erfahren mein Lebelang, daß mir der Tod will-

kommen ist. Mit Freudigkeit trete ich in meiner Unschuld vor Gott. Ich könnte mich auch vor Euch vertheidigen, aber was hülfe es mir, da Ihr gewiß nicht daran glauben würdet. Nur eine Bitte ...."

„Schweig!"

„Der schwerste Verbrecher darf an dem Tage seiner Verurtheilung eine Bitte aussprechen, und wenn er keine Unmöglichkeit fordert, wird sie ihm erfüllt. So bitte ich denn vor meinem Tode um die Gewährung einer Gunst. Für Euch ist sie wenig, für mich so Viel! Alles!"

Adrian van Kraag schwieg. Emanuel fuhr fort:

„Ich brachte vor Jahren einen Knaben mit hierher; einen Knaben, Euch wohlbekannt. Er ward von meiner Seite gerissen. Ihr risset mich von ihm, ohne es selbst zu wissen. Erst als Gefangener, schwer verwundet, kam ich hierher zurück. Ich kann nicht sterben, ehe ich nicht weiß, was aus dem Kinde wurde; schenkt mir daher eine kurze Frist ...."

„Nein! Dein Urtheil ist gesprochen! Du stirbst mit Sonnenuntergang!"

„Auf meinen Knieen bitte ich Euch, Herr! gewährt mir mein geringes Gesuch!"

„Ha! Ha! Ha! Hexenbootsmann! Wie schön Du bitten kannst! Wo ist Dein Trotz, Dein Uebermuth?

Nun ist meine Stunde gekommen. Aber es hilft Dir nichts! Du hängst vor Abend!"

Er wandte sich ab. Emanuel schleppte sich ihm auf den Knieen nach und ergriff seine Hand. Adrian entriß sie ihm und stieß ihn mit dem Fuße: „Fort, Bestie! Schleppt ihn weg! Um sechs Uhr baumelt er!"

„Wie Gott will!" sprach Emanuel gefaßt und versuchte aufzustehn. Aber er war zu schwach und die Wache mußte ihn unterstützen. In demselben Augenblicke kamen Astar und Nanga mit einem großen Gefolge in diesen Theil des Gartens, sie nahmen die volle Breite des Weges ein; die Wache mußte den Zug vorüber lassen, Adrian konnte nicht unbemerkt vorüber. Der verurtheilte Seemann hatte kaum einen Blick für die Pracht des bräutlichen Zuges, aber Astar, dessen Auge überall war, erblickte auch den Seemann unfern von sich. Er erschrack sichtlich bei diesem Anblick; das Blut trat ihm in's Gesicht, dann wieder erbleichte er. Er machte sich von Nanga's Arm los und fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er die Vergangenheit aus ihrem Schlummer wecken. Dann trat er rasch einen Schritt näher, faßte den Seemann am Arm und blickte ihm fest in's Gesicht, und jetzt! — ein Strom von Thränen schoß ihm aus den Augen, ein unartikulirter Schrei entwand sich seiner Brust, und er schloß seine Arme

fest um den so lange verlornen, schmerzlich beweinten und nun wiedergefundenen Freund.

„Was ist's!“ rief Emanuel. „Was bedeutet dies? Wer seid Ihr, Herr? Ihr irrt Euch gewiß! Was könnt Ihr von einem armen, zum Tode verurtheilten Manne wollen?“

Aber der Stumme ließ sich nicht irren; er drückte den Freund seiner Kindheit wiederholt und innig an sein Herz, und sah ihn dann mit dem Blicke der treusten Liebe an. Herr van Kraag knirrschte mit den Zähnen.

Emanuel ward lebhaft erregt: „Warum redet Ihr nicht? Warum sagt Ihr nicht, was Ihr wollt? Ach, Ihr könnt wohl nicht reden, seid wohl stumm, wie jener Unglückliche .... Ihr nickt mit dem Kopfe? Ihr zeigt auf Euer Herz und auf das meinige? Soll ich denn gar.... Ach, Gott in Deiner Höh'! Ist es wirklich möglich? Sagt mir doch nur ein Wort .... Ja, Ihr könnt nicht reden! — O, mein Jesus! Ist denn dies wirklich .... Herr van Kraag!“ — rief Emanuel plötzlich laut und vernehmlich. „Ihr haßt mich, Ihr wollt meinen Tod! Sei es darum! Ich sterbe ohne Groll gegen Euch, gleich in dieser Stunde sterbe ich! Sagt mir nur dies Eine: Ob dies gewiß und wahrhaftig mein verlorner, unglücklicher Edmund ist?“

Adrian van Kraag schwieg, aber Edmund machte

Zeichen über Zeichen und warf sich auf's Neue in die Arme des zitternden Seemannes.

„Nun denn," sprach Emanuel unter Thränen, „so danke ich Dir, mein Herr und Gott, aus dem Grunde meines Herzens, daß Du mir dieses Glück hast zu Theil werden lassen, ehe ich von dem Leben scheide. Laß mich Dich noch einmal ansehen, mein Edmund. Du bist also nicht untergegangen, bist nicht Hungers gestorben, nicht von Seuchen hingerafft. Schilt nicht, mein süßes Kind, daß ich nicht wiedergekommen bin, ich konnte nicht! Ich habe es stets treu mit Dir gemeint. Aber Du hast andere Freunde gefunden, die für Dich sorgten! Gott segne sie! Du gehst in Gold und Seide einher. Das ist für mich ein herrlicher Trost!"

Sie umarmten sich auf's Neue. „Und wer ist das liebliche Kind an Deiner Seite?" fragte Emanuel. „Was willst Du mit dem Zeichen sagen, Edmund? Du fassest ihre Hand und legst sie auf Dein Herz. Was? Verstehe ich Dich recht? Ist dies Engelskind Deine Frau, Edmund? Ja! Ach Gott, Herr van Kraag! Macht, daß meine Henker kommen und mich tödten, sonst sterbe ich vor Freuden."

Adrian van Kraag hatte bereits mehrfache Zeichen der Ungeduld gegeben, und herrschte jetzt der Wache zu: „Fort mit ihm!" Diese legte Hand an, und Edmund stutzte.

„Laß es gut sein, mein Kind!“ sagte Emanuel. „Geh mit Deiner jungen Frau und sei glücklich. Ich preise Gott, daß ich Dich noch gesehen habe. — Laß mich los, Edmund! — Bekümmere Dich nicht um mich! Ich komme bald wieder! Jener Mann kann es Dir sagen, daß ich bald wieder komme!“ Er deutete auf Adrian van Kraag und sah diesen mit einem bittenden Blicke an, aber der Unversöhnliche schlug ein lautes Gelächter auf und rief: „Glaubt ihm nicht! Er ist ein verdammter Pirat und wird gehängt!“

Ein Schrei und Edmund stürzte ohnmächtig zusammen.

„Unmensch!“ rief Emanuel und wandte sich bebend ab; die Wache führte ihn mit sich hinweg. Nanga sank neben dem Geliebten in die Kniee. Eine große Zahl von Gästen umringte den Befehlshaber der Seemacht und versuchte, ihn zur Milde zu bewegen, aber umsonst, jedes Flehenswort glitt an seinem steinernen Herzen machtlos ab.

Da erschien Lord Derwick mit einer Dame am Arm und schritt auf Herrn van Kraag zu. „Entschuldigt mich, mein Herr!“ begann der Lord, „aber ich vernehme so eben Unglaubliches. Am Eingange des Gartens begegnete mir eine Wachtmannschaft, die einen Unglücklichen zum Tode führte; der Gefangene sah auf die Dame,

die an meiner Seite ging, und schrie laut auf. Wir standen still, und auch sie erkannte den Unglücklichen. Wenige Worte reichten hin, um sich zu verständigen, und wir erscheinen nun hier, um Euch zu bitten, Eure Strenge nicht so weit zu treiben."

„Pah!" sagte Herr van Kraag.

„Nein, bei dem allmächtigen Gott! Ihr werdet es nicht!" rief Sara und trat zu dem Seeofficier. „Ihr werdet den Unschuldigen nicht tödten wollen!"

Adrian fuhr bei dem Tone dieser Stimme zusammen; er glaubte einen Ruf von jenseit des Grabes zu hören. Der Hut entfiel ihm, sein Haar sträubte sich und die Augen drangen aus ihren Höhlen: „Ihr seid es nicht!"

„Ich bin es! Bin die Unglückliche, der Ihr Alles raubtet. Wollt Ihr mit dem Morde dieses schuldlosen Mannes auch noch Euer Gewissen beschweren?"

Lord Derwick hatte sich indessen der Gruppe zugewendet, die sich um Edmund bildete, der eben jetzt aus seiner Ohnmacht erwachte. „Mein lieber, junger Freund!" sprach er mit eindringlichem Tone, „bist Du erkräftigt genug, um eine Botschaft von Deiner Mutter zu vernehmen?"

Edmund faßte die Hand des Lords und sah ihn mit einem fragenden Blicke an. „Ja, mein Freund!

Deine Mutter lebt! Sie hat die Kunde Deines Daseins empfangen und wird Dich aufsuchen. Sie wird hierher kommen, zu Dir wird sie kommen, vielleicht morgen, wenn nicht heute noch!"

Edmund stand unbeweglich; er vermochte nicht, die Empfindungen, die sein Herz vielfach bewegten, kund zu thun. Lord Derwick ging zu Sara und sagte: „Ueberzeuge Dich nun, liebe Tochter, ob der Jüngling Astar, den Du aufgesucht hast, dessen Schicksale Dich tief bewegten, Deinem Herzen wirklich so nahe steht, als wir es wähnten. Sei bereit, meine liebe Sara, in diesem Augenblicke die höchste Wonne und den höchsten Schmerz zu empfinden, wie es Gott in seiner unerforschlichen Weisheit und Milde beschlossen hat! Blicke dorthin, Sara!"

Die Dame wandte ihr Gesicht von Adrian van Kraag ab und nach der angegebenen Richtung. Sie erblickte Edmund und ein mächtiges Gefühl bemeisterte sich ihrer Seele:

„Er ist's!" schrie sie laut und breitete dann die Arme aus, um den Wiedergefundenen mit tausend Thränen zu umfangen.

Ein Vorhang fällt vor dieser ergreifenden Scene.

Fünfzehntes Kapitel.

Man hatte sich nach und nach aus dem Garten entfernt. Die Hauptpersonen des kleinen Drama's befanden sich im Innern des Hauses. Sara lag auf einem Divan, zu ihren Füßen saßen Edmund und Nanga, unfern von ihnen stand der alte Rajah und betrachtete die Gruppe mit ernstem Schweigen. Weiter zurück standen Lord Derwick und Adrian van Kraag.

Der Erstere hatte lange und beredt gesprochen, jetzt wandte er sich noch einmal zu dem Admiral und sagte auf die Gruppe deutend: „Vermag auch dieser Anblick nichts über Euch?"

Adrian holte tief Athem. Ein fremdes, ihm bisher unbekanntes Gefühl bemächtigte sich seiner: „Es sei!" sprach er nach einer Pause. „Ich will thun, was Ihr begehrt! Er soll das Leben behalten; er soll frei sein!" Er ging an einen Tisch und warf in großer Hast einige Worte auf das Papier.

„Emanuel ist frei!" rief Lord Derwick. Edmund sprang bei diesen Worten auf und stand dem Lord fragend zur Seite. Adrian trat mit dem Papier zu ihnen: „Hier ist der Befehl zu seiner Loslassung! Aber Ihr müßt eilen, sonst kommt Ihr zu spät!"

„Gleich! Gleich!" sprach Lord Derwick. Edmund

entriß dem zitternden Greise das Papier und deutete durch Zeichen die Frage an, wohin er mit dem Papiere sich wenden solle?"

„Hinab zur Bai! Am Bord des Dreimasters „Oranien!" sagte van Kraag. „Aber, so schnell die Hufen Deines Rosses laufen können, oder es ist zu spät!"

Edmund stürmte hinaus.

Adrian van Kraag wandte sich zu Sara, die noch zu ergriffen war, um thätigen Antheil an den günstigen Vorgängen zu nehmen und ihre Sympathieen nur durch einzelne Worte und Zeichen auszudrücken vermochte:

„Ihr habt gehört, was ich so eben gethan, gegen meine Ueberzeugung gethan. Möge es hinreichend sein, um den trüben Eindruck der Vergangenheit für einen Augenblick zu schwächen. Es ist lange her, Sara, daß wir uns gegenüber gestanden haben."

Es ist schwer zu sagen, welche Empfindungen in Adrian van Kraag in diesem Augenblick die Oberhand gewannen. Es war ein seltsames Gemisch von Trotz, Milde, Zorn, Reue und Bitterkeit über ein unwiederbringlich Verlornes.

Sara sah zu ihm auf: „Ich verzeihe Euch, verzeihe Euch das unendliche Leid, so Ihr mir zugefügt, verzeihe Euch, daß Ihr mir den Sohn von der Seite

gerissen, der meines Herzens Abgott war; denn ich bin zu selig in diesem Augenblicke, wo ich mein Kind wiedergefunden habe, als daß ich selbst gegen Euch noch einen Groll hegen könnte. Ich vergebe Euch, Herr van Kraag! Ewige Vergessenheit decke Alles!"

Herr van Kraag ging. Er folgte den Vielen, denen es nach den unvorhergesehenen Ereignissen in dem Hause des Festes unbehaglich geworden war, und die es in aller Stille verließen. Er ritt auf's Land hinaus und ließ die Botschaft zurück, er würde erst nach einiger Zeit zurückkehren. Er kam endlich, als vielfache Geschäfte dringend seine Anwesenheit forderten; aber er ließ sich wenig öffentlich sehen, nahm keine Besuche an und machte keine. Er wurde stets finsterer und wortkarger, und zog sich nach und nach ganz in sich selbst zurück; doch will man bemerkt haben, daß seine kalte Grausamkeit von jenem Tage an sich milderte und daß er strenger prüfte, ehe er verurtheilte, öfter auch in entscheidenden Augenblicken Gnade vor Recht ergehen ließ. Als er später, aber noch immer in den Jahren männlicher Kraft, von einem der heimtückischen Fieber ergriffen ward, die stets wie höllische Gespenster auf der javanischen Küste auftauchen, und kalt und stille vom Leben schied, geschah es in tiefer Einsamkeit; denn seine Gattin, die niemals die Gefährtin seines Lebens und

seines Herzens, sondern nur eine Staffel zum höhern Ruhme und größern Besitze war, hielt sich fern von dem Herzlosen, der sie um das Glück der Liebe betrogen hatte. —

Edmund warf sich auf eines der bereitstehenden Rosse und stürmte zum Hafen hinab. Er sprang in ein Boot und hielt eine Börse mit Gold in die Höhe. Die Lascaren am Ufer verstanden diesen Wink und flogen herbei, sich zu seinen Diensten bereit erklärend. Das Boot flog durch die Wellen hin, dem Punkte der Rhede zu, wo das Orlogsschiff „Oranien" vor Anker lag.

Auf dem Verdecke desselben wurden furchtbare Vorkehrungen getroffen. Die Marinesoldaten standen unter Gewehr. Auf der Backbordseite der Fockraa befanden sich einige Vortoppmänner, mit einer Vorrichtung beschäftigt, die das Blut in den Adern zu Eis erstarren machte. Die Kadeten und Unterlieutenants gingen schweigend das Mitteldeck auf und ab.

Nach einer Viertelstunde erschien der Capitain mit den beiden Lieutenants und gab Befehl, den Verurtheilten vorzuführen. Bald nachher erschien eine Wache, welche Emanuel zur Gerichtsstätte leitete. Diesem ging der Schiffsprediger zur Seite und versuchte zu trösten und zum Beten aufzufordern:

„Ich danke Euch, lieber Herr," antwortete Emanuel

ernst; „aber ich bin nicht so unglücklich, als Ihr denkt. Ich soll sterben. Nun, ich hätte wohl gerne noch länger gelebt, gerade jetzt, wo Alle wieder beisammen sind, die ich liebe. Aber Gott will es nicht haben, und da ein Seemann alle Stunde bereit sein soll, die große Wanderung anzutreten, so bin ich es auch. Verzeihe es Gott Denen, die Schuld an meinem Tode sind; ich vergebe es ihnen auch. Wenn Ihr mich fragt, weshalb ich so frohen Muthes bin, so sage ich Euch, es ist darum, weil ich schuldlos sterbe. Doch, ehrwürdiger Herr, Ihr versteht das nicht. Weil ich unter Piraten gefunden bin, und ihr Zeichen an der Stirne trage, glaubt Ihr, ich müsse selbst ein Räuber und Mörder sein, und wollt mir noch in diesem letzten Augenblicke ein Bekenntniß abdringen. Wenn etwas mein Gewissen belastete, ich würde es Euch freiwillig sagen, lieber Herr; darum glaubt mir immerhin, daß ich Euch nichts zu bekennen habe. Nehmt Abschied von mir, und wollt Ihr Euch den Dank eines Sterbenden verdienen, so begebt Euch nachher zu den Personen, die ich Euch genannt habe, und bringt ihnen meine letzten Grüße. Zum Lohn dafür wünschte ich Euch, daß Euer Herz und Gewissen dereinst, wenn Eure Stunde gekommen ist, so frei und leicht sein möge, wie jetzt das meinige!"

Ein Offizier erschien und forderte den Gefangenen

auf, sich nach dem Quarterdeck zu begeben, um sein Urtheil verlesen zu hören. Die Vollstrecker desselben standen bereits längs dem Reiling, die Laufleine in der Hand. Der vorderste von ihnen hielt die Schlinge, um sie Emanuel, gleich nach verlesenem Urtheil, überzuwerfen.

Das Urtheil war gesprochen, das zerknickte Stäbchen fiel dem Verurtheilten zu Füßen. Die Wache faßte den Erbleichenden unter die Arme, um ihn nach dem Fockmast zu führen. Am Backbord desselben stand der erste Bootsmannsmaat mit der Schlinge in der Hand. Als Emanuel frei und fessellos, — er hatte sich dies erbeten, — längs dem Reiling hin schritt, blieb er einen Augenblick stehen, warf den Blick zum blauen Himmel empor und sagte vor sich hin: „Es ist doch schön auf der Erde!" Dann streifte das sich senkende Auge die Matrosen, die, mit der Todesleine in der Hand, den Verurtheilten mitleidig anschauten, und er sagte zu ihnen: „Zieht rasch und fest, damit ich nicht lange leide!" dann ging er gefaßt weiter.

Edmund stand in dem Boote, das ihn auf die Rhede hinaustrug, hoch aufrecht. Gereizt durch den Klang des Goldes arbeiteten die Lascaren mit der größten Anstrengung, und der Gischt flog vor dem Buge auf, aber das Boot kam nicht rasch genug an den Fallreep des Dreimasters, um die Begnadigung noch zur rechten Zeit

auf das Verdeck gelangen zu lassen. Edmund konnte Alles sehen, was auf dem Verdecke des Orlogsschiffes vorging; denn man hatte die Schanzkleidung zu beiden Seiten weggenommen, damit sich Jedermann die Execution zum Beispiel nehmen könne. Tausend wirre Gedanken durchbrausten seinen Kopf, er stürzte in die Kniee und preßte die Hände krampfhaft gegen die Brust, dann sprang er auf und hielt die Schrift des Contre-Admirals hoch empor; umsonst! Am Bord des Kriegsschiffes hatte Niemand ein Auge für das Lascarenboot und dessen stummen Passagier. Edmund's Brust arbeitete convulsivisch; die Empfindungen des Grauens und Schreckens, welche darin auf und ab wogten, suchten vergeblich einen Ausweg. Er sah seinen Freund vom Quarterdeck wegführen, sah, wie er dem verhängnißvollen Orte immer näher kam. Jetzt stand er still und richtete das Wort an seine Genossen. Ein Strahl der Hoffnung durchblitzte den Nebelflor, den die bittere Schmerzensthräne vor Edmund's Augen zog. Umsonst gehofft! Emanuel ging weiter, und der Bootsmannsmaat am Fockmast richtete sich auf, um ihn zu empfangen. Noch ein Mal kehrte ein schwacher Schein von Hoffnung zurück. Emanuel stand abermals still, sein Auge schweifte über das Wasser der Bai. Aber der Blick des Verurtheilten war trübe und unsicher, er sah den sich

nahenden Befreier nicht, dessen Boot den Schaluppenbaum des Orlogsschiffes streifte, als Emanuel weiter vorschritt.

Da riß sich Edmund mit voller Verzweiflung empor. In diesem entsetzensvollen Augenblick schwieg die Atmosphäre, es schwieg der Mensch; man vernahm das Summen des Käfers, der sich vom Lande auf die Rhede verirrt hatte. Das Auge des Stummen haftete fest auf dem Deck; noch einen Schritt, nur noch einen einzigen, und er ist verloren auf ewig. Da erbarmt sich Gott in der höchsten Noth und entfesselt das Band der Zunge des Retters. Was keine Kunst der Aerzte vermochte, das vermag die Todesangst, und ein gellender Ruf fliegt durch die todtesstille Luft:

„Haltet!“

Bei diesem Rufe, den Jedermann vernimmt, wendet sich Alles nach der Gegend hin, von woher er erscholl. Emanuel zuckte unwillkührlich zusammen. Man sieht das Lascarenboot, das in diesem Augenblick längs dem Fallreep schießt, und gewahrt den Jüngling, der fortwährend winkt und auf ein Papier deutet, das er in der Hand hält. Jetzt legt das Boot an, die Lascaren ergreifen Besitz von der Treppe, sie heben den Jüngling zu sich empor, und er steht auf dem Verdeck. „Haltet!“ ruft er noch ein Mal mit fast übermenschlicher Anstren-

gung; er durchbricht die Reihen der Matrosen, eilt längs dem Reiling, stößt mit Heftigkeit den Arm des Bootsmannsmaaten zurück, der sich seinem Freunde nähert, umklammert diesen mit beiden Armen und sinkt mit krampfhaftem Weinen ohnmächtig zusammen. Aber seine Hand hält das Papier in die Höhe, er hält es so fest, daß der herbeigeeilte dienstthuende Officier es ihm kaum zu entreißen vermag. Emanuel knieet mit überströmenden Augen neben dem Freund und küßt seine blasse Stirn.

Bis dahin waren die Matrosen theilnehmende, aber stumme Zuschauer; selbst der Roheste unter ihnen wagte es nicht, die Heiligkeit dieses Augenblickes durch einen lauten Athemzug zu stören. Aber jetzt war von den Officieren des Kriegsgerichts die Ordre des Contre-Admirals gelesen, vom Quarterdeck her ertönt der Ruf: „Emanuel ist frei!" und ein durchdringender, lange nachhallender Jubelruf durchbraust die Luft.

Des Bootsmanns Pfeife schrillt. Rasch fliegen die Vortoppmänner hinauf, um die Zeichen der Schande von der Fockraa zu entfernen. Wohl noch nie wurde eine Arbeit am Bord eines Staatsschiffes so schnell verrichtet, als diese; alle Leinen und Blöcke fallen auf das Deck nieder und verschwinden im Kabelgat; mit unaufhörlichem Jubel umringen die Matrosen den Ret-

ter und den Geretteten. Nur mit Anstrengung gelingt es dem Officier, der von dem Präsidenten des Kriegsgerichts gesendet wurde, um Emanuel seine Entlassung zu verkünden, sich durch die dichtgedrängten Reihen Bahn zu brechen.

Emanuel und Edmund brechen auf. Alle weichen zurück, und die Matrosen bilden ein Spalier vom Fockmast zum Fallreep des Backbord. Das Lascarenboot nimmt sie wieder auf, und während sie dem Lande zufliegen, sitzen Beide neben einander; der Eine hat die Hände des Andern gefaßt und sieht ihm in das lächelnde Auge. Aber sie sagen nichts, denn ihre Seligkeit ist zu groß.

In dem Hause des Rajah ist geschäftige Bewegung; Nanga zittert für den geliebten Gatten, Sara für den kaum wiedergefundenen Sohn; der Rajah will sein Kind trösten, der Lord seine Nichte; aber sie vermögen es nicht; ihre eigne Unruhe raubt ihren beschwichtigenden Worten die Ueberzeugung. Boten sind ausgesandt, um die ersehnte Kunde möglichst schnell heimzubringen. Sie kehren zurück und verkünden das gelungene Werk. Ein Ausruf des Entzückens ertönt, und Alle drängen sich dem Ausgange zu, die Heimkehrenden zu empfangen. Aber wer schilderte die hohe Glut des Entzückens, die Alles entflammte, als Edmund, seinem Freunde voranfliegend,

seine Arme ausbreitete und mit dem Ausrufe: „Mutter! liebe Mutter!“ an Sara's hochklopfendes Herz sank.

Die kaum wieder Gefundenen sitzen in trauter Gemeinschaft neben einander und vergessen die Außenwelt mit all' ihrem bunten Treiben. Sie sprechen und hören, Jeder erzählt seine Erlebnisse, seine Schicksale. Begierig haschen sie sich die Worte von den Lippen, und wie lange auch die Erzählung des Einzelnen dauere, er braucht nicht zu fürchten, seine Zuhörer zu ermüden; er kann sich kein aufmerksameres Publikum wünschen. Wenn die Unterhaltung von der einen Seite erschöpft scheint, vernimmt man von der andern Seite her wieder etwas Neues, etwas Interessantes, und als sie am späten Abend sich endlich trennen, geschieht es nur unter der Bedingung, am andern Tage so früh als möglich wieder zusammenzutreffen.

Allmählich haben sich die Freunde beruhigt; die Aufregung verschwindet, und gibt einer klaren, besonnenen Erörterung Raum. Die Vergangenheit ist ihnen aufgeklärt; es ist nichts Fremdes zwischen ihnen; die Gegenwart umgibt sie mit sonnenhellem Glanze; der Blick richtet sich gemeinsam auf die Zukunft.

Der alte Rajah spricht sich unumwunden aus, das Land seiner Väter nicht verlassen zu wollen; er will in derselben Gruft ruhen, wo seine Brüder schlafen.

Nanga liebt ihren Gatten über Alles, ihr jugendliches Gemüth sehnt sich in die Ferne, sie sehnt sich nach den Küsten Europa's und nach dessen Wundern der Civilisation; sie sehnt sich, die Heimat des Geliebten kennen zu lernen. Aber sie liebt auch den Vater mit der innigsten Liebe und weiß, daß die Trennung von ihr ein Todesstoß für den Greis sein würde. Da erscheint Edmund als ein friedlicher Vermittler, und erklärt, Indien nicht verlassen zu wollen, so lange der Vater seines Weibes lebe. Mit dieser Erklärung ist auch Sara's Schicksal bestimmt; denn was könnte sie bewegen, einen Sohn zu verlassen, der ihr erst kürzlich wiedergeschenkt wurde? Lord Derwick findet keinen Beruf, allein die weite Reise durch den unermeßlichen Ocean anzutreten, und Emanuel zieht kein unsichtbares Band nach den fernen Küsten Europa's; Alles, was er liebt, Alles, was ihn liebt, ist unter dem Dache des Rajah versammelt.

Aber kaum sind Alle in Friede und Freude vereinigt, kaum finden sie sich in das neu errungene Glück und genießen es mit klarem Bewußtsein, da tritt ihnen ein neuer Feind entgegen, diesmal der verderblichste, der entsetzensvollste. Die Geisel Batavia's, die nimmer gesättigte Schlange, die sich aus den giftigen Dünsten des Bodens immer neu erzeugt, erhebt sich mit furcht=

barer Wuth: das gelbe Fieber bricht aus und fordert täglich, stündlich seine Opfer.

Vier Wochen sind vergangen, seit der erste Sterbefall kund ward, da hörte der Tod auf, seine furchtbare Hippe zu schwingen, aber Zweitausend sind unter derselben als Opfer gefallen.

Es war keine Familie, die nicht einen oder mehrere ihrer Lieben beklagte.

Das Haus des Rajah war geschlossen.

Sechzehntes Kapitel.

Eine laute, fröhliche Erregung herrschte in der Residenz jenes Fürstenthums, wo die gegenwärtige Erzählung ihren ersten Anfang genommen. Der junge Prinz Heinrich war mündig geworden und hatte die Zügel der Regierung ergriffen. Seine Mutter, die stolze Fürstin Juliane, hatte die Regentschaft feierlich niedergelegt, und diesen Actus, den letzten öffentlichen ihres prunkreichen Lebens, mit all' dem Pomp umgeben, den aufzubieten in ihrer Macht stand. Jetzt war die feierliche Handlung vorüber, die hohen Würdenträger, die fremden Gesandten, welche Zeugen derselben gewesen waren, hatten sich entfernt, nachdem sie noch von der Fürstin

vernommen, sie werde sich nach einem ihr gehörigen Lustschlosse, Julianenruhe, zurückziehen und fortan in stiller Einsamkeit leben.

Mutter und Sohn standen einander gegenüber, um sich die letzten Abschiedsworte zu sagen. Die Dienerschaft der Fürstin harrte bereits im Vorgemach, die Reisewagen standen bepackt im Schloßhofe. Die Fürstin liebte es nicht, sich den Ergießungen des Herzens hinzugeben, die Form war ihr Alles; so hatte sie sich auch von dem einzigen Sohne beurlaubt. Aber als nun Beide allein sich gegenüber standen, siegte das Muttergefühl, und mit Thränen in den Augen warf sie sich in die Arme des Sohnes, ihm mit halb erstickter Stimme ein „Lebewohl!“ zurufend. Heinrich, der seines Vaters Herz und Gemüth besaß, war durch diesen Beweis mütterlicher Zärtlichkeit überrascht und bewegt; er sank zu ihren Füßen nieder und drückte die ihm dargebotene mütterliche Hand an seine Lippen. Aber die so natürliche Regung des Herzens war bei Julianen bereits vorüber, sie hob den Sohn auf, und sagte mit fast strengem Tone:

„Noch eine Frage! Ist es wahr, daß Du nur auf meine Abreise wartest, um jene Frau in Dein Land zu rufen, die einst....“

Sie sprach nicht weiter. Der Fürst hatte sie ver-

standen, und entgegnete rasch: „Ich glaube im Sinne meines Vaters zu handeln, wenn ich den Lebensabend Derjenigen, die durch ihn so unsägliches Leid erfuhr, soviel in meinen Kräften steht, erhelle.“

„Kannst Du Deine Würde so sehr vergessen?“

„Meine Würde soll hoffentlich darunter nicht leiden, wenn ich ein Werk der Liebe und Barmherzigkeit übe.“

„Und Deiner Mutter denkst Du nicht?“

„Kann es Sie betrüben, theure Mutter, wenn ich dem Unglücke eine Freistatt verleihe? Kann es Ihre Ehre beleidigen, wenn ich einer Frau, die meines Vaters Gattin war, für die wenigen Tage, die sie noch zu leben hat, dasjenige erstatte, was sie, nach meiner Ansicht, nie hätte verlieren sollen? Uebrigens wird sie Niemanden lästig sein. Die Freistatt, welche ich ihr bereitet habe, liegt einsam, weitab von allem Verkehr. So wird es auch ihr am liebsten sein. Das Jagdschloß Dianenehre am Meer....“

„So habe ich Dir denn nichts weiter zu sagen!“ unterbrach die Mutter den Sohn, und bot ihm gebieterisch den Arm.

Als der Fürst in seine Gemächer zurückkehrte, trat der dienstthuende Adjutant ein, und meldete den Hamburger Kaufherrn Johannes Wellenberger. Der Fürst ging dem Eintretenden einen Schritt entgegen: „Ich

freue mich, Sie zu sehen, Herr Wellenberger. Sie waren meines geliebten Vaters treuer Geschäftsführer, und ich hoffe, Sie werden auch mir, in geeigneten Fällen, Ihren Beistand nicht versagen."

„Eure Durchlaucht können stets auf meine Ergebenheit zählen," sagte der greise Kaufherr. „Stets werde ich mit der gewohnten Reellität und Pünktlichkeit Alles thun, was die Umstände nur irgend gestatten wollen."

„So werde ich nun von Ihnen hören, ob Sie meinen ersten Auftrag empfangen, und für dessen Ausführung sich bereits bemüht haben. Sie hatten von Anfang an, als der Vertraute meines Vaters, diese Angelegenheit besorgt, und deßhalb glaubte ich, daß es Ihnen willkommen sein müsse, sie nach so langer Zeit zu einem erfreulichen Ende zu führen."

„Mit gerührtem Herzen statte ich Euer Durchlaucht meinen innigsten Dank für diesen Beweis Ihrer Gnade ab. Mit tiefer Rührung erkenne ich auch die edle Gesinnung an, welche Hochdieselben für so schätzbare und unglückliche Personen hegen, und wünsche Ihrem hochherzigen Vorhaben das beste Gelingen. Aber für diesen Augenblick muß es mit der Ausführung noch etwas anstehen."

„Warum?"

„Weil Frau Sara Effingham, welchen Namen jene

Dame in England nach ihres Vaters Tode führte, sich gegenwärtig nicht in ihrem Vaterlande befindet. Der größte Kummer der unglücklichen Frau war das unbegreifliche Verschwinden ihres Kindes; dieser Gram nagte fortdauernd an ihrem Herzen. Da ging vor zwei Jahren die Nachricht ein, es habe sich eine Spur des verlornen Kindes gefunden, und zwar in Ostindien. Die Mutter ist dieser Spur gefolgt, ist mit einem Schiffe der Regierung nach Batavia abgesegelt und bis jetzt noch nicht wiedergekehrt."

„So bleibt mir denn für diesen Augenblick nichts zu thun, als den Tag ihrer Rückkehr geduldig abzuwarten," sprach der junge Fürst. „Ich hoffe, Sie werden diese Angelegenheit nicht aus den Augen verlieren!"

„Ew. Durchlaucht können sich fest auf mich verlassen. Ich diene Jedermann gerne und mit Freudigkeit, so viel es meine Mittel und die herrschenden Conjuncturen nur irgend gestatten wollen."

Mit diesen Worten verabschiedete sich der ehrbare Oberalte von St. Nicolai und der dienstthuende Adjutant erschien, um Seiner Durchlaucht zu melden, daß der Ministerrath versammelt sei.

Als drei Stunden später der Fürst seine getreuen Räthe entließ und mit seinem Adjutanten unter dem

Schloßportal erschien, um eine Spazierfahrt zu beginnen, empfing ihn der Jubel des Volkes, und Jedermann suchte dem geliebten Landesherrn so nahe als möglich zu kommen. Der Fürst grüßte freundlich nach allen Seiten und gewahrte bald einen Mann in der runden Seemannsjacke, der ein Papier hoch empor hielt, und sich vergeblich durch die Menge einen Weg zu bahnen versuchte.

Ein Lakai, den der Fürst absandte, ehe er seine Spazierfahrt antrat, wollte dem Seemanne die Bittschrift abnehmen, aber dieser zog die Hand zurück und sagte: „Mit Gunst, Herr, dies ist kein Bettelbrief; ich muß dies Papier in die Hände des Fürsten selbst geben, so lautet der Auftrag, den ich empfing. Drei Tage bin ich bereits um diese Stunde hierher gekommen, ohne meinen Zweck zu erreichen; aber ich werde alle Tage wiederkommen, bis es mir gelingt, denn das habe ich an dem Bette einer Sterbenden mit Hand und Mund gelobt."

Der Diener entfernte sich kopfschüttelnd und brachte dem diensthuenden Kammerherrn die Antwort des seltsamen Gesellen. Der Kammerherr ließ den Matrosen zu sich führen und unterhielt sich einige Zeit mit ihm.

Als der Fürst nach einer Stunde von seiner Fahrt heimkehrte, dämmerte der Abend bereits herein. Der

Kammerherr führte den Matrosen in das Kabinet des Fürsten und entfernte sich schweigend.

„Du hast mich selbst sprechen wollen," redete der Fürst den Seemann an. „Was hast Du mir zu sagen?"

„Gnädigster Herr," sagte der Matrose, „wollet es mir vergeben, wenn ich nicht so spreche, wie es vor Euch geziemend erscheinen mag. Ich bin ein schlichter Mann, der seine Worte nicht zu setzen weiß. Ich habe es fern von hier, in Indien, mit einem feierlichen Handschlage gelobt, diese Papiere nach Europa zu bringen und in keine Hand, als die Eurige, niederzulegen. Diesen Auftrag erfülle ich jetzt, und löse mich so von der freiwillig übernommenen Schuld."

„Meines Vaters Handschrift!"

„Ja, sie ist es! Es sind die Briefe, welche der edle Herr an seine erste Frau schrieb, es sind die unausgeführten Verfügungen, die er zu Gunsten seines ältesten Sohnes Edmund traf. Die edle Frau, deren Leben eine ununterbrochene Kette von Leiden und Trübsal war, hat sich nur mit ihrem letzten Athemzuge davon getrennt."

„Sie ist gestorben?" fragte der Fürst mit innerer Bewegung.

„Ja, gnädiger Herr! Sie ist nicht mehr; sie und ihr Sohn, und Alles, was ihr lieb und theuer war, liegt bei Batavia begraben. Die Pest des gelben Fiebers

hat sie dahingerafft. Ehe sie starb, hat sie Euch aus dem tiefsten Innern ihres Herzens viel tausendfach gesegnet, und diesen Segen, der aus einem Mutterherzen nicht inniger kommen kann, überbringe ich Euch ebenfalls. Mir ist in diesem Augenblicke so wunderbar zu Sinn, daß ich nicht anders glauben kann, als sie stehe im Geiste hier zwischen uns. Ihre letzten Worte waren: „„Gott segne ihn immerdar und schenke ihm das Herz seines Vaters!““

Der Fürst schwieg einige Augenblicke tief ergriffen, dann fragte er: „Und wer seid Ihr?“

„Ein schlichter Seemann, den der Zufall vor vielen Jahren zum Retter Eures Bruders machte, und der von da ab ihm ein treuer Freund und Diener blieb. Von mir ist gar nichts zu sagen, Herr Fürst.“

Aber diese kurze Antwort genügte dem Herrn nicht; er veranlaßte den Seemann, seine Geschichte ausführlich zu erzählen. Es geschah nach wiederholter Aufforderung. Der Seemann verhehlte nichts, auch der geringste Umstand wurde offenbar.

„Das ist Alles,“ schloß er seine Erzählung. „Ich habe Euch erzählt, was ich gethan mein Lebelang; wie ich gelebt, und wie mich Gott wunderbar geführt hat, durch vieles irdische Drangsal. Nur eins habe ich nicht klar machen können, das ist die Liebe und Ehrfurcht,

welche ich zu meiner Herrin und ihrem Sohne hatte, das ist die Großmuth, welche sie mir bewiesen, und die ewig in meinem Herzen leben wird. Gott segne sie dafür und vergelte es ihnen jetzt in seinem himmlischen Freudenreiche."

„Ihr seid ein seltner Mensch! Ich fühle mich tief ergriffen, wenn ich daran denke, was Ihr unter andern Verhältnissen hättet werden müssen."

„O nicht doch, gnädiger Herr!" sprach ablehnend der Seemann. „Ich hätte niemals etwas andres werden können, als ich geworden bin, ein treuer Diener und Freund derjenigen, die mir Gutes erzeigt hätten. Ob dies in der runden Seemannsjacke geschehen ist, oder im Staatskleide, das ist wohl einerlei. Jetzt ist Alles am Ende und ich sehne mich nach Ruhe."

„Das sei fortan meine Sorge!"

„Ich danke tausend Mal für Eure Güte, gnädigster Herr, auch wenn ich sie ausschlagen muß."

„Und weßhalb?"

„Weil ich nichts bedarf, und dem Bedürftigen nichts entziehen will. Man hat mich überreich beschenkt entlassen. Ich brauche den Reichthum nicht, denn ich bin von Kindesbeinen auf an Entbehrungen gewöhnt. Aber es werden auf Erden noch viele bittere Thränen geweint; es kehrt mancher arme Seemann nach langen

Jahren von seiner mühsamen Fahrt mit greisem Kopf und gebrochnem Herzen heim, die will ich aufsuchen und ihnen eine helfende Hand leihen. Dazu will ich den Reichthum anwenden, den ich empfangen habe, das wird unsern Heimgegangenen wohlgefällig sein. Es zieht mich nach dem Orte zurück, den ich wie meine Heimat zu betrachten habe, der mir darum lieb geworden ist, weil ich dort zuerst Euren Bruder sah und ihm das Leben rettete."

„Und könnt Ihr nicht auch hier diesem edlen Triebe Genüge thun?" fragte der Fürst, den Seemann mit steigendem Interesse betrachtend.

„Ich könnte es wohl, aber es wäre doch nicht so. Ich bin fremd in diesem Lande. Meine Heimat ist an der Elbe; dort werde ich zufrieden sein und täglich Gelegenheit haben, an Edmund und seine Mutter zu denken."

„Fern sei es von mir, Eure Freiheit beschränken zu wollen. Geht, wohin Euch das Herz zieht, und denkt, daß Ihr hier einen Freund zurücklaßt, der stets bereit ist, Euch jeden Wunsch zu erfüllen. Was ich Euch zugedacht, halte ich zurück; aber es soll nicht müßig liegen; eine Anstalt will ich gründen zum barmherzigen Seemannn, und Euch zu Ehren soll diese Freistatt den Namen Emanuel führen."

„Ja, Herr Fürst! handelt so, wie Ihr sagt; es wird Euch Segen bringen. Die Armen, denen Ihr Brod und Obdach gewährt, werden ihre Hände zu Gott im Gebete für Euch erheben. Aber nennt Euer Haus zum barmherzigen Seemann nicht nach meinem Namen. Mein Name ist geringe und ich sehne mich nicht nach äußerer Weltehre. Und nun lebt wohl, mein gnädigster Herr! Ich gehe mit Segen auf den Lippen und im Herzen von Euch!"

Der Seemann entfernte sich. Der Fürst blieb lange allein. Als sein vertrauter Kammerdiener spät Abends in das Kabinet des Herrn trat, staunte er, diesen mit Thränen in den Augen lesend zu erblicken. Die Lichter waren tief herabgebrannt.

Es waren die Briefe seines Vaters an Sara.

[illegible] Herr Fürst! handelt so, wie er sagt; es wird Euch Segen bringen. Die Armen, denen Ihr Brod und Obdach gewährt, werden ihre Hände zu Gott im Gebete für Euch erheben. Aber nennt Euer Haus zum barmherzigen Seemann nicht nach meinem Namen. Mein Name ist geringe und ich sehne mich nicht nach äußerer Weltehre. Und nun lebt wohl, mein gnädigster Herr! Ich gehe mit Segen auf den Lippen und im Herzen von Euch!"

Der Seemann entfernte sich. Der Fürst blieb lange allein. Als sein vertrauter Kammerdiener spät Abends in das Kabinet des Herrn trat, staunte er, [illegible] mit Thränen in den Augen lesend zu erblicken. Die [illegible] waren tief herabgebrannt.

Es waren die Briefe seines Vaters an Laura.

Smidt, Heinrich,

Das Loggbuch Scherz und Ernst zur See

Bd.: 3

Frankfurt a. M. 1844

P.o.germ. 1386 rh-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120294-8